

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Ferienreise und andere Erzählungen für unsere Kleinen**

**Averdieck, Elise**

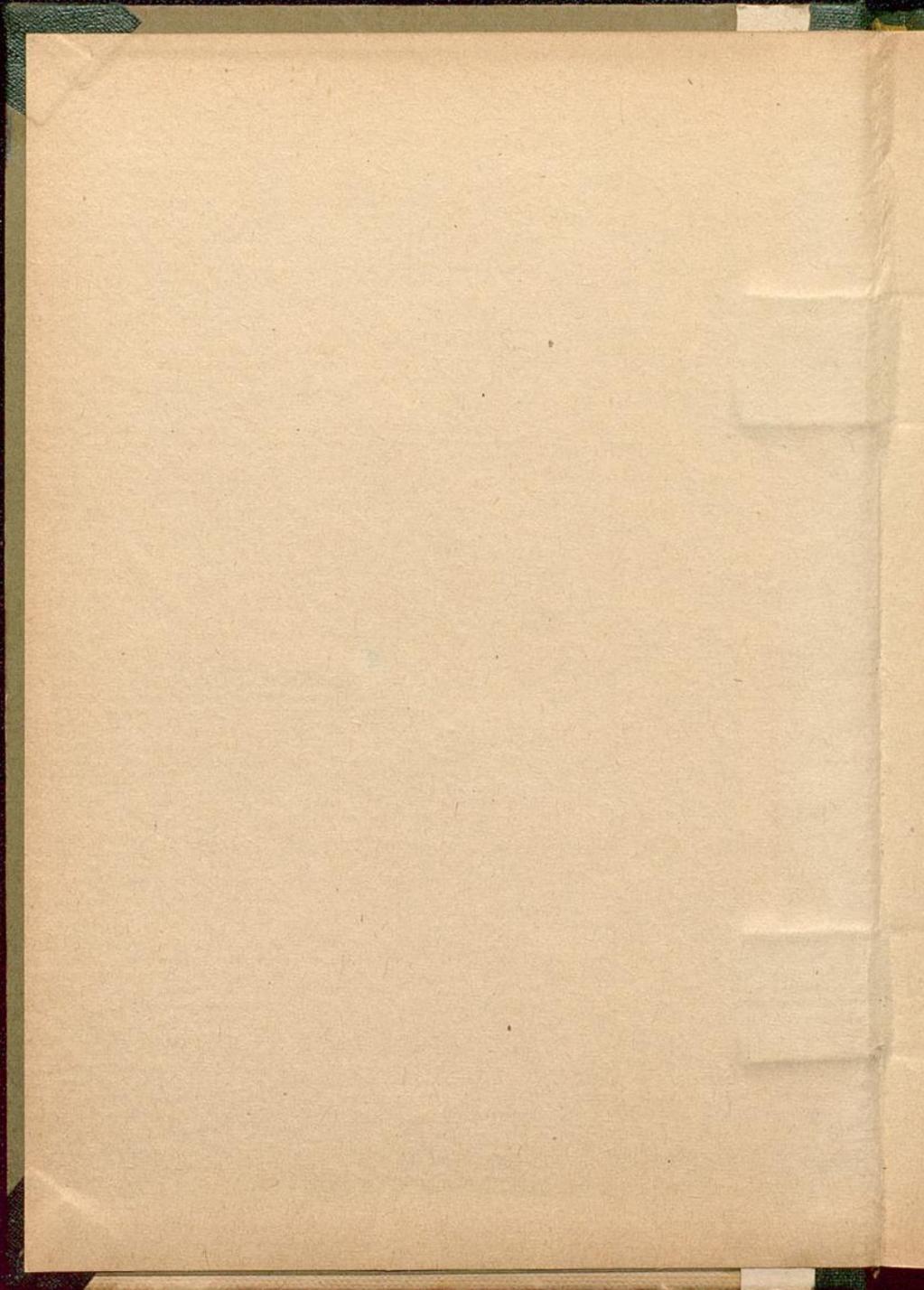
**Hamburg, 1918**

**urn:nbn:de:bsz:31-92106**

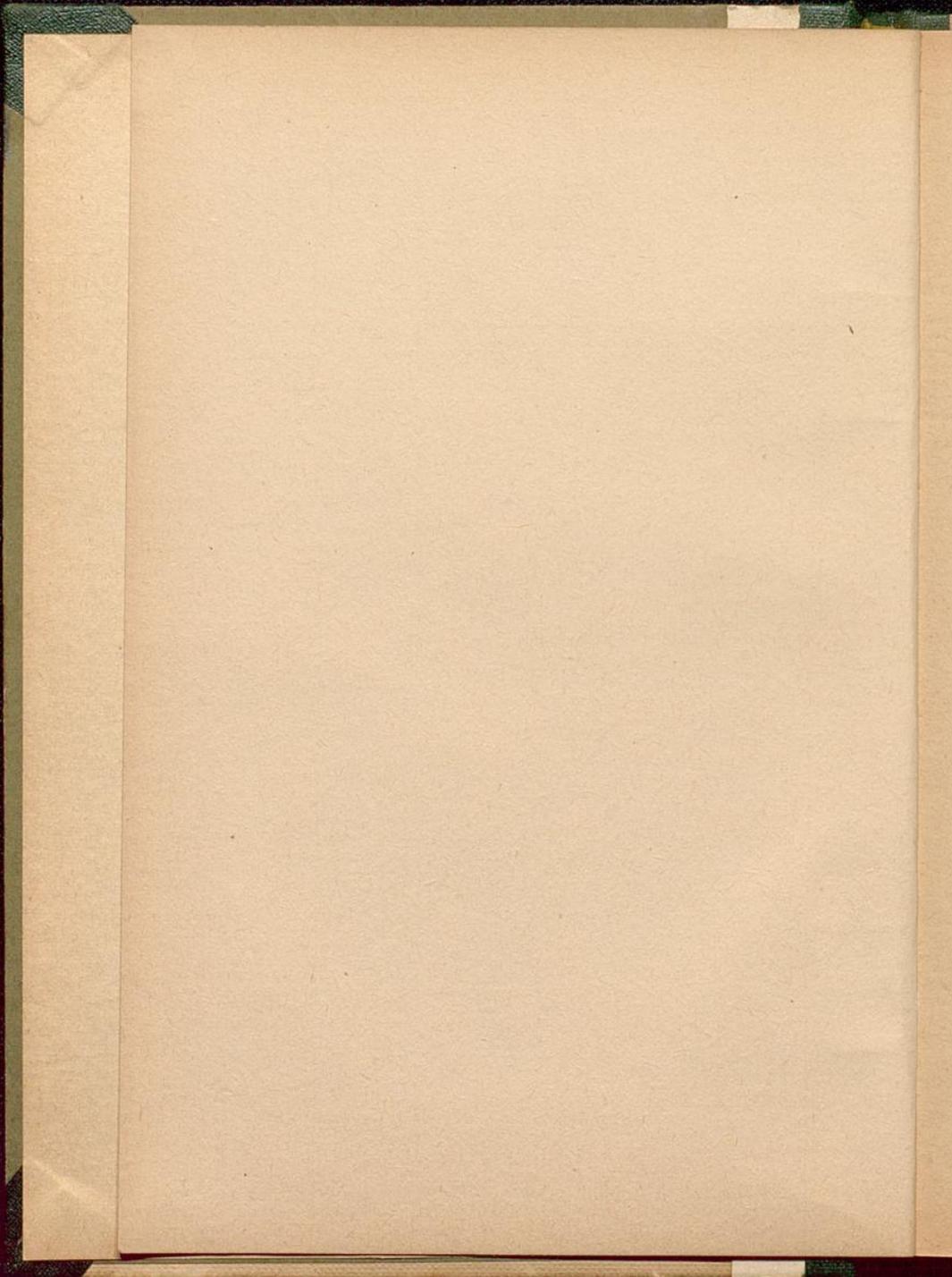


Elise Auerdieck  
Die Ferienreise









# Die Serienreise

und andere Erzählungen  
für unsere Kleinen

von

**Elise Averdieck,**

Verfasserin von „Karl und Marie“, „Roland und Elisabeth“,  
„Lottchen und ihre Kinder“ u. a.



**Hamburg**

Agentur des Rauhen Hauses



ak

M7 E 2427

Copyright 1918 by Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26.  
(Der zur Erlangung des Nachdrucksrechtes in Amerika vorge schriebene Wortlaut.)



1918

Druckerei des Rauhen Hauses, Hamburg 26.

## Vorrede an die Kinder!

---

**T**ante, erzähl' uns was aus deinem Leben! so bitten die Kinder immer, besonders wenn Vater und Mutter einmal nicht zu Hause sind, und die alte Tante gemütlich mit den Kindern im Sofa sitzt, womöglich zwei auf jeder Seite und eins auf dem Schoß. Da muß die Tante denn schon in ihrem Hirnkasten suchen (wißt ihr auch, was das für ein Kasten ist? Den trägt Tante immer bei sich) und muß mit ihren Gedanken zwanzig, vierzig sechzig Jahre zurückreisen bis in ihre Kindheit, und sehen, ob sie unterwegs nicht noch dies und das findet, was sie noch nicht erzählt hat, oder was die Kinder gern noch einmal hören. Da habt ihr nun so ein paar Erlebnisse, lest sie, und wenn ihr merkt und findet, daß der liebe Gott doch immer überall dabei ist, dann habt ihr das gefunden, was euch Zeit eures Lebens nützen und erfreuen wird, und dann habe ich dies Büchlein nicht umsonst geschrieben.



## Inhalt.

	Seite
1. Die Ferienreise .....	5
2. Vor 27 Jahren .....	21
3. Das Rittergut .....	48
4. Wo ist Mariechen? .....	65
5. Was ich 1813 bei der Belagerung Hamburgs erlebte.....	70
6. Noch eine Ferienreise.....	81
7. Ansgar, der Apostel des Nordens .....	94
8. Bethesdas Hühnerhof und wie er entstanden ist .....	109
9. Salems Hühnerhof und wie er entstanden ist .....	132
10. Heinrich der Vogler .....	147





## 1. Die Ferienreise.

### 1. Die Schulferien.

**W**as Schulferien sind, das wißt ihr alle miteinander, nicht wahr? Es ist etwas Wunderschönes für die Schulkinder, wie für die Lehrer, für die fleißigen Schüler, wie für die faulen. Alle Gesichter werden hell wie Sonnenschein, wenn es heißt: In acht Tagen fangen die Ferien an. Da denkt der eine: da kann ich meinen kleinen Garten bestellen, der andere: dann lasse ich alle Tage meinen Drachen fliegen, und der dritte freut sich aufs Spaziergehen; denn er braucht nicht jeden Tag Schularbeiten zu machen. Nur die Faulen denken: nun kann ich recht ausschlafen und brauche nicht den ganzen Tag auf der Schulbank zu sitzen und zu lernen. Und die Lehrer und Lehrerinnen freuen sich auch, daß sie einmal eine freie Zeit haben, wo sie dies und das tun und unternehmen können, wozu ihnen sonst die Zeit fehlt. Ist aber die Ferienzeit vorüber, da freuen sich Lehrer und Schüler, daß sie wieder zusammenkommen, sich erzählen können, was sie alles erlebt haben, und wieder frisch lehren und lernen können; und es sind wohl nur einige wenige Faulpelze, die dann ein langes Gesicht machen und meinen: wenn doch immer Ferien wären und ich nichts zu lernen brauchte. So ist's

von jeher gewesen und wird wohl auch so bleiben. Die Kinder von 1840 haben es ebenso gemacht wie die von 1880, und im nächsten Jahrhundert wird's wohl nicht anders werden.

Nun will ich euch einmal etwas von einer kleinen Ferienreise erzählen, die ich im Jahre 1847 gemacht habe.

Der letzte Schultag war angebrochen. Die Schule füllte sich schon früh, und meine kleinen Schüler, deren ich über fünfzig hatte, waren überaus fröhlich und gesprächig. Jeder erzählte, was er in den nächsten vier Wochen vornehmen wolle, bis es neun Uhr schlug. Ich klatschte in die Hände, und alle stellten sich still auf ihre Plätze. Wir sangen natürlich: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.“ Es wurde ein Hauptstück aus dem Katechismus aufgesagt, ein Bibelabschnitt gelesen, und nachdem das Vaterunser im Chor gebetet war, begann der Unterricht. Es wurden nur drei etwas abgekürzte Stunden gegeben, dann folgte die langsame Auflösung. Klassenweise wurden die wenigen Ferienarbeiten aufgegeben, wozu jedes Kind ein nagelneues Buch bekam, darin notiert war, was jedes Kind in der Ferienzeit fertig liefern sollte. Danach wurde noch ein fröhlich Abschiedslied gesungen, die Hand gereicht zum Abschied, und dann brach der Jubel los. Die Schulmappen wurden gepackt und aufgeschnallt, die Mützen geschwenkt, und mit lautem Hurra sollte es zum Hause hinausgehen. Aber noch einmal klatschten die Hände, und alles stand und horchte. Es folgte noch eine Ermahnung, wie gesittete Kinder auf die Straße zu gehen, so geschah es denn auch und — fort waren sie.

## 2. Die Ferienreise.

Was nun alle die fünfzig Knaben getrieben, das weiß ich nicht, ich kann euch nur erzählen, was ich getan und wie es mir ergangen. Erst hatte ich noch viel an die Seite zu räumen,

zu ordnen, ganz wegzupacken; denn die Fußböden, von denen die vielen kleinen Füße alle Farbe abgeschauert hatten, sollten alle wieder neu geölt und gemalt werden und die weißen Fensterbänke auch, damit beim Wiederanfang die Schule hübsch sauber sei. Als alles besorgt war, packte ich nicht etwa meine Schulmappe, sondern meinen kleinen Reisekoffer; denn es hatten mich liebe Freunde eingeladen, sie während der Ferien in Langensalza zu besuchen. Von diesem Städtchen habt ihr gewiß schon gehört, es wurde dort ja im Jahre 1866 eine große Schlacht geliefert, in der viele, viele Menschen umkamen. Als ich dorthin reiste, war aber alles noch im tiefen Frieden.

So machte ich mich denn am folgenden Morgen in aller Frühe auf, hin zur Eisenbahn, und puff, puff, puff! sauste ich dahin nach Gotha. Bis dahin waren die lieben Freunde mir entgegengekommen. Der Hausvater war Oberpostsekretär, und so holten sie mich mit Extrapost und schönen raschen Postpferden in ihre Heimat. Unterwegs wurde mir schon mitgeteilt, daß sie beabsichtigten, eine kleine Reise ins Thüringische zu machen, um die Wartburg und einige der naheliegenden Berge und Täler zu sehen; das war mir eine große Freude, weil ich noch nie einen größeren Berg als den Süllberg bei Blankenese gesehen hatte.

### 3. Ami der Rattenfänger.

Einige Tage später kam dann dieser Plan wirklich zur Ausführung. Der Postwagen fuhr vor, die Pferde schnoben und stampften, wir stiegen ein, und fort ging's in schnellem Trab die breite Landstraße hinunter. Wir mochten wohl eine Viertelstunde gefahren sein, bald langsamer, bald schneller, je nachdem die Landstraße aufwärts oder abwärts führte, da holte uns ein kleines schwarzes Hündchen ein und umsprang in größter Freude wedelnd

und bellend unseren Wagen. Es war Ami, des Kutschers Hündchen, ein trefflicher Rattenfänger, wie er uns erzählte, den er sorgfältig eingeschlossen hatte, damit er nicht mitlaufen sollte. Wie sich das treue Tierchen nun doch freigemacht hatte, um seinem Herrn zu folgen, das konnte er uns freilich nicht sagen. Der Kutscher freute sich aber nicht ein bißchen über diese Treue. Er schalt den Hund, befahl ihm, nach Haus zu gehen, schlug mit der Peitsche nach ihm und trieb die Pferde schneller, um den Hund zur Umkehr zu zwingen. Das kleine Tier machte ein ganz betrübtetes Gesicht, zog den Schwanz zwischen die Beine und lief unter oder hinter dem Wagen, damit sein Herr ihn nicht sähe, aber umkehren tat er nicht. War er vor Mattigkeit ein Streckchen zurückgeblieben, dann kam er keuchend hinterher gejagt, daß ihm die Zunge lang aus dem Halse hing. Das dauerte uns doch sehr, und wir baten den Kutscher, er solle doch nicht so hart sein und das Tierchen zu sich auf den Bock nehmen. Erst wollte er nicht, dann aber hielt er still und rief sein Tierchen. In zwei Sätzen war der Hund oben bei seinem Herrn und leckte ihm die Hand, während der ihm eine Strafpredigt hielt. Ami legte sich nun hinter seinen Herrn und schlief bald, daß er schnarchte. Wir fuhren derweile zwischen goldenen Kornfeldern, die wohl bald sollten gemäht werden. Berge waren noch nicht zu sehen, die Landstraße war sandig; wir erzählten einander dies und das. Da hatte der Hund ausgeschlafen, reckte den Kopf in die Höhe, spitzte die Ohren, und ehe wir's uns versahen, sprang er vom Wagen herunter. Nun wurde ihm unter Androhung entsetzlicher Strafen verboten, ins Kornfeld zu gehen, wozu er offenbar große Lust hatte. Es ward ihm aber befohlen, dicht beim Wagen zu bleiben. Aber unser Ami, obgleich man ihm anmerkte, daß er seinen Herrn wohl verstand, denn er schielte immer mit einem Auge nach seinem Herrn, mit dem anderen ins Korn hinein,

versuchte wieder und wieder, ob er nicht ungesehen ins Feld konnte. Er witterte junge Hasen, und die lockten ihn. Mehrere Male hatten die mächtige Stimme und die bösen Worte seines Herrn ihn vom verbotenen Wege zurückgeholt, aber er ließ sich nicht warnen, plötzlich war er fort, und der Ruf des Kutschers erreichte ihn nicht. Paff! da fiel ein Schuß, ein Winseln folgte, und Junker Ungehorsam kam kläglich heulend und blütend aus dem Felde geschlichen. Zuerst ward er mit einer Flut von Schimpfwörtern



und einem Peitschenhieb, der ihn aber glücklicherweise nicht traf, empfangen. Als er aber eine Weile langsam und immer langsamer dem Wagen folgte und dabei gar wehmütig winselte, da ward bei dem Kutscher die Liebe doch größer als der Zorn. Er stieg vom Bock und holte seinen Ami, nachdem er ihm am Graben das Blut ein wenig vom Gesicht gewaschen. Er hatte von dem Besitzer des Feldes einen Schuß Schrotkörner, die einem Hasen bestimmt waren, in den Kopf bekommen. Die Augen waren glücklich verschont geblieben. Er legte sich nun wieder still hinter seinen Herrn, bekam aber bald solches Wundfieber, daß der ganze Kutscher-

bock von seinem Schlottern bebte. Der Kutscher war sehr traurig und meinte, der Hund sei nun doch ganz zuschanden geschossen, und sobald wir irgendwo einkehrten, wollte er ihn nur gleich totschlagen oder ersäufen; denn gesund werde er doch nie wieder werden. Dann strömte er über von dem Lob über das Tier, wie unentbehrlich es ihm sei, wie es seinen ganzen Stall frei gehalten von Ratten, die dort in großer Menge seien, daß sie ihm mehr Hafer auffräßen, als die Pferde. Zuletzt verwünschte er die ganze Reise und uns mit, die auf den Einfall gekommen, Thüringens Berge sehen zu wollen; denn solch einen Hund werde er nie und nimmer wieder bekommen.

Indessen hatte sich bei dem kleinen Verwundeten das Fieber gelegt, und das Tierchen schlief so ruhig, als ob nichts passiert sei.

#### 4. Die Thüringer Berge.

Um sechs Uhr morgens, nachdem wir schon drei Stunden gefahren waren, tranken wir in Großenbehringen noch einmal Kaffee, und nach kurzer Rast ging's weiter nach Eisenach, wo wir um neun Uhr ankamen. Nun verabschiedeten wir den Kutscher einstweilen mit seinem Ami, nahmen einen Führer, und dann ging's fort, höher und höher in die Berge, die Eisenach umkränzen. Unter unseren Füßen war lichtgrünes Birkbeerenkraut, an welchem die Beeren schon anfangen blau zu werden, über unseren Köpfen ein dichtes Tannengewölbe, drin die Eichhörnchen auf und ab kletterten und uns, als ob sie uns necken wollten, die Tannenzapfen auf die Köpfe warfen, daraus sie den Samen gefressen. Die oberste Spitze des Berges, der Metilstein hieß, war kahl; rund umher ging's tief hinab, und jenseit der Tiefe erhob sich die Wartburg, wo Luther so lange gefangen gehalten wurde und die ganze Bibel ins Deutsche übersetzt hat. An der anderen Seite des Metil-

steins standen zwei schmale hohe Felsen, deren Spitzen einander berührten; davon erzählte uns unser alter Führer: „Schauen's, das ist der Mönch und die Nonne; das ist eine grausige Geschichte, die vor viel tausend Jahren hier passiert ist. Da war einmal ein Mönch und eine Nonne, die hatten einander lieb und wollten miteinander reden, und sie hatten doch feierlich versprochen, sie wollten das nimmer tun. Da kamen sie bei der Nacht auf diesen Berg und meinten: die Menschen schlafen jetzt, und der Wald wird's nit erzählen. Aber als der Morgen graute, schau, da standen die zwei grauen Steingestalten da, aber Mönch und Nonne wurden nirgends gefunden.“

So kamen wir zur Wartburg. Unterwegs erzählte uns der Führer noch von der frommen Landgräfin Elisabeth, die auf der Wartburg gewohnt und von ihrem Schwager Raspe so mißhandelt worden ist. Die Landgräfin hatte die Armen lieb und half ihnen, wo sie nur konnte. Das wollte der geizige Heinrich Raspe nicht haben, und duldete nicht, daß die Armen in die Wartburg kamen, gab der Landgräfin kein Geld und hielt sie so hart, daß sie alle Arbeit tun und ihr Zeug selbst waschen mußte. Da zeigte der Führer uns den Elisabethsbrunnen, wo die Gräfin Wasser geschöpft, und die Elisabethsbleiche, wo sie ihr Zeug gebleicht und getrocknet, und den Elisabethsteg, ein schmaler, mühsamer, verborgener Weg, der vom Schloß ins tiefe Tal führte, und den die Elisabeth täglich hinuntergegangen, um den Armen Nahrung und Erquickung zu bringen. Einmal, so erzählte der Führer, sei die Gräfin mit einem Korb voll Brot den Steg hinabgeklettert, da sei ihr unerwartet ihr böser Schwager begegnet. Hart fährt er sie an und fragt: „Was hast du da im Korbe?“ Die fromme Landgräfin, gar sehr erschrocken über den harten Mann, antwortet in ihrer Herzensangst: „Herr, es sind Rosen“; — und als der Graf den Korb

öffnet — da hat der liebe Gott ein Wunder getan: das Brot ist verschwunden, das sie hineingelegt, und der Korb ist voll der schönsten Rosen.

Als wir durch einen in den Felsen gehauenen Hohlweg in die Wartburg kamen und uns vom Bergsteigen etwas ausgeruht hatten, ließen wir uns zuerst das Zimmer zeigen, wo Luther gewohnt, sahen den Tisch, daran er gegessen, zwei Bibeln, welche dreihundert Jahre alt waren, und die Bilder von Luther und seinen Eltern. Von da ging es in den Waffensaal. Da hätte ich gern alle meine Schulknaben bei mir gehabt, die würden sich einmal gefreut und gewundert haben über die Menge verschiedener Waffen aus allen Zeiten: rechts und links an den Wänden standen große verschiedenartige Kanonen, darüber hingen zahllose Flinten aus allen Jahrhunderten, dazwischen Fahnen, Standarten, Hellebarden, Lanzen und Spieße aus uralter Zeit, und in der Mitte des Saales stand das Modell eines königlichen Schlosses aus feinem weißen Holz gearbeitet, was vorzeiten ein König während seiner Gefangenschaft soll gefertigt haben.

Wir kamen von da in große Säle, die ganz durchstellt waren mit den verschiedenen Rüstungen. Da standen gepanzerte Figuren, an denen alles vom Kopf bis zu den Fußzehen von Stahl und Eisen war: der Helm mit dem Visier, Brustharnisch, Arm- und Beinschienen, eiserne Handschuhe; in der linken Hand den großen Schild, der fast den ganzen Menschen deckte, und in der rechten Schwert oder Lanze, so groß und schwer, daß ich es kaum heben konnte. Wir sahen hier die Rüstungen von Heinrich II., Friedrich II., Kunz von Kaufungen, Ludwig dem Einsamen, Ludwig dem Springer, der vom Tiebichenstein in die Saale sprang, um seiner Gefangenschaft zu entinnen. Das sind euch ja alles wohlbekannte Helden, die ihr in der Geschichtsstunde kennen gelernt habt. Es waren



aber nicht allein geharnischte Menschenfiguren da, sondern auch große ausgestopfte, wunderschöne Pferde mit ihren geharnischten Reitern auf dem Rücken. Nur der Sitz war ein schwerer Sammet-sattel, sonst war das ganze Pferd mit Eisenblech überzogen. Wir wurden ganz versezt in die alten Ritterzeiten und kriegten ordentlich Respekt vor der Kraft unserer Vorfahren; denn wenn wir einen Teil der Rüstung aufheben wollten, sanken uns die Arme am Leibe nieder, und unter solcher Last haben sie ringen, laufen, Schwert und Lanze schwingen, kämpfen und siegen können. Ihre Rüstungen zeigten es aber auch, was sie für gewaltige Gestalten müssen gewesen sein; die würden jetzt alle für Riesen gelten und sich für Geld sehen lassen können. Als wir dies und noch viel anderes gesehen und bewundert, auch den hohen Turm, der im Schloßhofe steht, bestiegen und von da aus die köstliche Rund-

sicht auf all die verschiedenen Berge bewundert hatten, da verließen wir die Wartburg, bestiegen noch mehrere andere Berge und wanderten durch wundervolle Täler; voran unser Führer, eine Sage nach der anderen erzählend. Auf einer weiten grünen Ebene, von hohen kahlen Felsen begrenzt, stand ein Denkstein. Wir fragten unseren alten Führer, was das sei. Da sagte er: „Ja schauen's, das is wieder a grausige Geschichte; die Grotte da drüben in den dunkelen Felsen heißt das Jungfrauenloch, und jener Stein im Grünen heißt der Jungfrau-Denkstein. Da war einmal eine Jungfrau, weiß der Himmel, was sie mag getan haben, aber die Waldhegen waren ihr gram und haben sie in den Felsen hinein verwünscht. Auf den Hegenbefehl hat sich der Fels geöffnet und hinter der Jungfrau wieder geschlossen; und wenn's nun abends dunkelt, da hört man sie winseln und klagen, nun schon manch tausend Jahr. Einmal aber abends geht ein Hirt seines Weges und findet eine Schlüsselblume, so groß und schön und wunderbar, wie er nimmer eine gesehen, und es wird ihm so leicht und wunderfroh ums Herze; er steckt die Blume an den Hut und geht singend weiter. Da plötzlich erscheint ihm die Jungfrau und spricht: ‚Jüngling, bewahre die Blume, durch sie kann ich erlöst werden.‘ Nun eilt der Jüngling, die Geister der Felsen zu bekriegen, und alles weicht vor seiner Blume. Schon steht er siegestrunken vor dem Felsentor, das sich gehorsam öffnet, er eilt darauf zu — da schlägt es mit donnerndem Knalle vor ihm zu —; die Blume ist ihm im Laufen entfallen. Sie ist verloren. Der Jüngling sucht und sucht bis an seinen Tod. Er hat sie nicht gefunden, und die arme Jungfrau sitzt noch immer im verwünschten Loch und sehnt sich nach Erlösung.“

Unter dieser Erzählung waren wir bis zum Königsteich gekommen und von da ins wunderschöne Annatal. Da gingen wir

auf schönem Wiesengrund zwischen himmelhohen Felsen, die von oben bis unten mit lichtgrünem Moos bewachsen waren, das von tausenden von Tautropfen blühte. Immer näher traten die Felsen, immer enger ward der Weg, immer weniger sahen wir vom Himmel. Aber nun ward das Tal so enge, ich hätt's euch wohl zeigen mögen, so enge, daß der Weg ganz dunkelschwarz vor uns lag. Der Führer ermahnte uns, ja dicke Tücher umzubinden, denn es sei grabeskalt in diesem schmalen Hohlwege. Denkt nur, so schmal der Weg, daß wir die Felswände rechts und links zugleich berühren konnten, und oben in der Höhe war es noch viel enger, bis zuletzt die Felsen sich berührten, und wir in stockfinsterner Nacht weiter-tappten. Mitten auf dem finsternen Weg kam uns ein Wanderer entgegen. Wir hörten wohl seinen Schritt, sahen ihn aber nicht, und mußten uns mit dem Rücken an die Wand stellen, damit er an uns vorbeigehen konnte. Ein bißchen gruselig war's doch, so zwischen den Steinmassen. Nach fünf bis sechs Minuten ward es heller, der Weg ward breiter, und wir standen in einem Felsenstübchen, das hieß die Drachenschlucht, es waren aber keine Drachen drin. Es war ziemlich klein, so daß etwa fünfzehn bis zwanzig Menschen drin stehen konnten, aber wir sahen doch hoch über uns ein Stückchen blauen Himmel. Dann kam noch so ein schmaler Durchweg, wohl etwas länger als der erste und ebenso finster. Dann waren wir wieder im Freien und freuten uns des schönen Sonnenlichts, wanderten noch eine Weile durch Gehölz und über Bickbeerenfelder, die in reichster Fülle uns ihre Früchte boten, schöne belaubte Felsen und Berge zu beiden Seiten, bis wir das hochgelegene Wirtshaus erreichten, wo unser Kutscher uns erwartete. Sein kleiner Ami war noch immer elend, hatte von Zeit zu Zeit Krampfanfälle, und sein trauriger Herr meinte, er würde wohl bald sterben.

Wir erquickten uns nun an Speise und Trank; die Pferde bekamen Heu, so zart und frisch, daß der Kutscher meinte, das sei so schön wie junger Salat. Wir ruhten noch ein Stündchen und wanderten dann weiter. In Wilhelmstal wollten wir den Wagen wieder treffen, der unseren alten Papa mitnahm, wir anderen zogen es alle vor, den schönen Weg unter Leitung unseres Führers zu Fuß zu machen. Um vier Uhr waren wir am Wirtshause zur hohen Sonne fortgegangen, um sieben Uhr kamen wir in Wilhelmstal an. Da haben wir denn in drei Stunden viel Schönes gesehen, was ich euch gar nicht alles erzählen kann; ihr müßt es selbst sehen, wenn ihr älter seid.

Wir waren auf dem Hirschstein, auf Weidmannsruh und der Karlstraße, gingen über die Teufelsbrücke, saßen in der großen Grotte — aber die war zu schön, davon muß ich euch doch noch erzählen. Denkt nur, ein mächtiger, hoher dunkelbrauner Felsen, der eine Grotte bildete, die eine Breite hatte von vierundzwanzig Schritt und eine Tiefe von zwölf Schritt, ich habe sie selbst gemessen. Hinten in dieser Grotte, die der liebe Gott selbst gebaut, saßen wir und sangen ein Loblied dem allmächtigen Gott, und über uns hing diese Felsdecke, ohne Säulen und ohne Stützen, diese tausend und abertausend Millionen Pfund, frei schwebend, nur von des Herrn Hand gehalten. Kinder, das ist ein Baumeister! Wir konnten nur staunen und anbeten.

Um sieben Uhr fuhren wir dann von Wilhelmstal weiter, um eine Nachtherberge zu finden. Friedrichroda, wohin wir eigentlich gewollt, war zu weit, und so mußten wir in dem kleinen Orte Barchfeld bleiben. Die Einwohner waren nur Juden und Katholiken, und so blieben wir in einem katholischen Wirtshause, wo wir aber nur eine gemeinsame Stube bekommen konnten. Das erste war, daß wir uns an Suppe, Kartoffeln und Schinken erquickten

und stärkten. Währenddessen hatte des Kutschers Ami wieder Krämpfe, und er faßte das Tierchen, um es in der Wassertonne zu erlösen; aber siehe da, kaum im Wasser, so war der Krampf vorüber; so wurde der Kranke denn einigemal untergetaucht, in eine wollene Decke gewickelt und auf Heu gebettet, wo er bald ganz ruhig einschlief, und — im voraus sei es erzählt: am anderen Morgen war er ganz wohl und wieder unser lustiger Begleiter.

Wir aber, als wir satt waren, richteten nun unser Zimmer ein, das außer einigen großen Schränken und Kommoden nur zwei riesige aufgemachte Betten enthielt; wir waren aber fünf Personen. Den Postmeister mit seinem Sohn schickten wir in den Garten, und nun packten wir. Das Bettzeug wurde in fünf Teile verteilt und wurde so in den Bettstellen, auf dem Sofa, auf Stühlen und auf dem Fußboden zurecht gelegt. Am obersten Haken des Mittelfensters ward ein starker Bindfaden befestigt, das andere Ende an der Türangel, daran wurden unsere Umschlagtücher befestigt, und dann von beiden Seiten die großen Kommoden und Schränke daran gerückt, so daß wir zwei Stuben hatten. In der hinteren sollten wir drei Frauenzimmer schlafen, in der vorderen Vater und Sohn. Aber viel wurde nicht daraus. Wir hatten uns von all dem Schönen, das wir gesehen, noch so viel zu erzählen, dazu schien der Mond so blendend durch die gardinenlosen Fenster, und in den Bettstellen im Stroh waren eine solche Menge Springer, die uns peinigten, daß wir eins ums andere ächzten, stöhnten und lachten. Alle halbe Stunde kam nun noch ein Nachtwächter, der hart unter unserem Fenster in ein großes Horn blies und mit einer solchen Zeterstimme die Stunde abschrie, als solle der ganze Ort es hören, das reizte uns denn, hell aufzulachen, wodurch diejenigen, die vielleicht eben etwas eingeschlafen waren, wieder aufwachten. Um zwei Uhr

kehrten schon die Fuhrleute mit Fracht- und Holzwagen an, um die Pferde zu füttern und sich einen Schnaps geben zu lassen. So fehlte es während der ganzen Nacht nicht an interessanter Unterhaltung. Um drei Uhr standen wir auf und waren alle frisch und lustig zur Reise. Unsere Wirtin brachte uns gegen vier Uhr eine ungeheure Blechkanne voll Kaffee und dazu Milch, Brot und Butter, soviel wir wollten. Nachdem wir einen Psalm gelesen und ein fröhliches Morgenlied gesungen, aßen und tranken wir wirklich so viel wir konnten, mußten aber doch mehr als die Hälfte zurücklassen.  $\frac{1}{2}$ 5 Uhr saßen wir im Wagen. Der Kutscher wußte den Weg nicht recht, so mußten wir viel hin- und herfahren, manchen Umweg machen; die Gegend war aber so reizend und wir so fröhlich, daß wir uns über jede Verlängerung der Fahrt nur freuen konnten.

Der Kutscher hatte aber einen neuen Kummer. Bei dem genauen Sehen und Suchen nach dem Wege hatte er seinen Ami außer Augen gelassen, und da war Meister Fips ins Weite gegangen, ob wieder auf die Hasenjagd, ich weiß es nicht, aber der Kutscher pfiß und lockte, schalt und rief vergebens, Ami war weg und blieb weg. Wir aber sahen noch viele goldene Felder und grüne Wälder, belaubte Berge und nackte Felsen, Kreuze, Heiligenbilder und Ruinen von verfallenen Burgen und Schlössern, wo das Morgenrot durch die hohlen Fensterlöcher auf die Baumspitzen fiel und sie vergoldete. Es war alles wunderschön, und dazu wirbelten die Lerchen im tausendstimmigen Chor himmelan. Um sechs Uhr waren wir in Liebenstein, wo sich viele Heilquellen befinden, die wohl hauptsächlich Eisen enthalten, da alles umher rostbraun ist. In den Felsen dort sind ganze Grottengänge, durch die man von einem Felsen in den anderen kommt. Die Leute erzählten uns, einmal im Jahre käme der Herzog dahin, und dann würden alle diese Grotten

glänzend erleuchtet, das muß gewiß prächtig aussehen. Wir fuhren nun lang neben und über Berge, stiegen auch oftmals aus, da der Fahrweg sonnig und langweilig war. Aber nach und nach ward es rund um uns schöner und immer schöner. Unter den Füßen hatten wir den schönsten frischen Wiesengrund, zu beiden Seiten war das Tal begrenzt von rauschenden Gießbächen, die bald im Kiesbett ruhten, bald über kleine Felsblöcke brausten und sprudelten. Hinter den Gießbächen war dichter Tannenwald bis zu den Spitzen der Berge, aber zwischen den Tannen bald größere, bald kleinere lichtgraue Felsen, die so keck zwischen den Bäumen hervorguckten, als wollten sie aufpassen, was wir da machten. Manche waren wie aus dem Walde herausgerollt, lagen im Wege oder im Gießbach übereinander gehäuft, bald standen sie haus- und turmhoch wie graue Mauern zwischen den Bäumen, bald wie Ruinen, dann guckten sie wie Gespenster hinter den Baumstämmen hervor, kurz, wir konnten uns nicht satt sehen und nicht genug bewundern, wie wunderbar der liebe Gott alles gemacht hat. Das Tal ging auch zu Ende. Wir stiegen wieder in den Wagen und kamen nach einigen Stunden nach Kl. Schmalkalden, wo Menschen und Pferde erst eine Zeitlang ruhen mußten. Wunderschöne Milch, Butterbrot, Eier und Schinken schmeckten uns vortrefflich, die Gegend war reizend nach allen Seiten, so ward es uns nicht schwer, zwei volle Stunden hier zu bleiben. Wir sahen dann nach Friedrichroda und Reinhardsbrunn, waren um vier Uhr in Gotha und um sieben Uhr in Langensalza bei unseren zurückgebliebenen Lieben, denen wir nicht müde wurden, zu erzählen von all dem Herrlichen, was wir gesehen hatten.

\*

\*

\*

Nun aber noch der Schluß. Wir waren so fröhlich heimgekehrt, unser Kutscher aber traurig, er hatte ja seinen Liebling, seinen Rattenfänger, seinen Ami verloren. Aber nun hört! Am folgenden Morgen kommt der Kutscher mit leuchtenden Augen zu uns. „Was denken's," sagt er, „der Ami ist wieder da! Diese Nacht um zwei Uhr kraht es an unsere Tür, meine Frau weckt mich und sagt: ‚Du, horch doch, was isch des?‘ I horch, und horch — — ‚des isch kein anderer als der Ami!‘ sag ich, spring aus dem Bett und mache die Tür offen, richtig, er war's. Da hätten Sie das Tier sehen sollen! Wie hat er sich gefreut, wie hat er gewedelt, ist aufs Bett und auf die Erde und wieder aufs Bett gesprungen und hat uns die Hände und's Gesicht geleckt, und am Ende mußten wir beide weinen, daß uns das Tier so lieb hat, und daß es wieder den Weg zu uns gefunden hat."

Das ist nun meine Ferienreise von 1847; ob alle meine Jungen es ebenso gut gehabt haben, wie ich, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß wir herzlich fröhlich wieder zusammen gekommen sind und noch manche frohe Ferienzeit erlebt haben.





## 2. Vor 27 Jahren.

1.

O du fröhliche, o du selige,  
gnadenbringende Weihnachtszeit!  
Welt ging verloren,  
Christ ist geboren,  
freue dich, freue dich, o Christenheit!

**W**enn wir das singen, dann ist Weihnachten, und wenn Weihnachten ist, da wollt ihr ein kleines Buch haben. Das muß aber vorher geschrieben und gedruckt werden, und da muß man erst Geschichten aussuchen, die man euch erzählen will. Ich will euch einen guten Rat geben: Nehmt eure liebe teure Bibel und lest darin. Da stehen so schöne Geschichten drin, wie sonst nirgends, und die sind so lieblich erzählt, wie sie kein Mensch erzählen kann; und was das beste ist, man kann sie hundertmal lesen, sie sind immer wieder neu, und machen uns jedesmal mehr Freude, je öfter wir sie lesen. Da



wird uns erzählt von Kindern und großen Leuten, von Königen und Bettlern, von Krieg und Friedenszeiten, von hohen Leuten: Propheten, Aposteln und Patriarchen, und von geringen, verachteten Leuten, wie Fischern, Landleuten, Zöllnern, Weingärtnern, von frommen, heiligen Leuten und von armen, betäubten Sündern. Aber ohne den Heiland sind und können sie alle nichts. Doch Er ist gekommen, alle zu suchen, alle selig zu machen. Er bekümmert sich um alle, auch um euch, liebe Kinder, und um mich.

Wenn ihr's nun hören mögt, so will ich euch erzählen, wie ich das auch erfahren habe. Oft habe ich es erfahren und erfahre es täglich, ich will euch aber nur eins erzählen, was ich vor langer Zeit erlebt habe, nämlich von unserem lieben kleinen Otto, der nun schon lange beim lieben Heiland ist.

Vor siebenundzwanzig Jahren, als deine Mutter noch eine kleine Dirne war, und dein Vater mit der Mappe auf dem Rücken (denn Bücherriemen kannte man noch nicht) zur Schule ging und zuweilen ein sehr gutes, zuweilen kein sehr gutes Zeugnis mit nach Haus brachte (frag' Vater nur, ob's nicht wahr ist!), dazumal war ich auch noch siebenundzwanzig Jahre jünger, hatte eine Schule von kleinen Knaben und wohnte mit sehr lieben Leuten zusammen, die vier Kinder hatten: Luisechen, Hans, Otto und Tilli. Letztere hieß eigentlich Mathilde, aber sie war noch schrecklich klein, hatte noch nicht einmal ein Kleid an und konnte nichts als trinken und schreien; aber zuweilen lachte sie auch. Nach solch kleinem Purzel fragt ihr Knaben und Mädchen noch gar nichts. Aber der Otto, der war ein Prachtjunge! Die Leute sagten freilich immer, Hans sei mein Liebling; ich glaub' selbst, er war es auch, aber der Otto nicht weniger, und der war aller Welt Liebling, so ein ganzes Kind, weiß und rot wie Milch und Blut, und wenn er einen mit seinen hellen, blauen Kinderaugen so treuherzig anschaute, da

ging es einem bis ins innerste Herz. Und wie fröhlich war er! Alles machte ihm Vergnügen, und lachen konnte er, daß er sich schüttelte und ihm die Tränen über die Backen liefen. Zuweilen wollte er uns irgend etwas Spaßhaftes erzählen, dann fing er die Geschichte wohl siebenmal an, und konnte sie vor Lachen nicht zu Ende bringen. Singend stand er auf und singend ging er zu Bett, und wenn er abends betete, dann redete er so zutraulich zu seinem Heiland, als hätte er einen guten Freund bei sich, erzählte Ihm alles, was er erlebt, dankte für jede Freude, bat um Verzeihung, wenn er unartig gewesen, und bat um ein frommes, gehorsames Herz; er bat aber auch ebenso innig um schönes Wetter und Sonnenschein, auch wohl um Kuchen und Weihnachtsgeschenke und um alles, was sein kleines Herz sonst wünschte. Als er fünf Jahre alt war, bekam er die Erlaubnis, mit nach der Schule zu gehen. Das war eine Freude, als er zum ersten Male mit einer Mappe auf dem Rücken die Treppe hinaufstieg ins Schulzimmer und nun auch seine Nummer bekam, wie alle anderen Knaben. Sonnabend gab's Zeugnisse, nur kurz: Schulfleiß, Hausfleiß, Betragen. Da kam er dann gewöhnlich die Treppe hinunter ins Wohnzimmer gesprungen, schwenkte sein Zeugnisbuch um den Kopf und rief jubelnd: Nr. 44 sehr zufrieden, sehr zufrieden, sehr zufrieden! Auf Vaters Geburtstag sollte er zum erstenmal einen Vers schreiben. Nun war es bei uns Sitte, daß bei solcher Gelegenheit die Knaben sich selbst einen Vers wählten, den sie schreiben wollten.

„Nun, Otto!“ hieß es, „welchen Vers willst du denn schreiben für Vater?“ Ebenso schnell wie gefragt war, antwortet der Junge:



„Der Bär, der Bär, der grobe Bär  
ist naschhaft, faul und brummt gar sehr —“

„Aber Otto! ist denn das ein Geburtstagsvers für Vater?“  
Er schlägt die Augen nachdenklich in die Höhe, besinnt sich ein  
Weilchen, dann sagt er: „Dann will ich schreiben:

Wir stolze Menschenkinder  
sind eitel arme Sünder  
und wissen gar nicht viel!“

Dabei blieb es auch, und der Vater hat den Vers nie ver-  
gessen, und er liegt gewiß noch in seiner Papiermappe. —

## 2. Die Ausfahrt.

Einmal im Sommer, als die Schulferien waren, kam Tante Mathilde aus Mecklenburg. Das war eine Freude für alle Kinder, denn sie spielte so schön mit ihnen. Und nun hieß es gar: Tante Mathilde soll mit uns ausfahren, ganz weit weg aufs freie Land. O, das war ein Jubel! Eine solche Ausfahrt aber war damals viel schöner als jetzt, wo alle Wege glatt geebnete Chausseen oder Eisenschienen sind, und wo man sich vorher abrennen und abängstigen muß, um nicht eine Minute zu spät zu kommen. Hat man die Zeit glücklich abgepaßt, dann steigt man in ein dumpfes Coupé oder in den Omnibus oder Spurwagen oder Break, wo man wenig Luft hat, fast nichts sehen kann und gar nichts erlebt. Denn: Rrrr! Rrrr! Rrrr! so geht's in einem fort, bis man rrrutsch! an Ort und Stelle ist, und von der Ausfahrt selbst nichts gehabt hat als Geröter und Staub. Nein, damals war's viel gemütlicher und interessanter. Da kam man bald über Steinpflaster, bald durch tiefen Sand, bald durch Pfützen, daß einem das Wasser um die Ohren spritzte, bald über Knüppeldämme, daß einem die Knochen

im Leibe weh taten; da gab's doch etwas zu erzählen, wenn man das Ziel erreicht hatte. Damals stieg man auch zuweilen ein Weilchen aus, ging neben dem Wagen her, und kletterte wieder hinauf, wenn man müde wurde. Das versuch' jetzt einmal; dann fliegst du hinaus, und dankst Gott, wenn du nur Arme und Beine und nicht den Hals gebrochen hast.

Nun, bei unserer Ausfahrt vor siebenundzwanzig Jahren, da fuhr morgens ein großer Stuhlwagen vors Haus. Kutscher Johann steigt vom Wagen, gibt den Pferden etwas grobes Brot, setzt sich dann geduldig auf die Bank und wartet, bis wir bereit sind, aufzusteigen. Dann wurden erst einige Bündel aufgepackt mit warmem Überzeug und Tüchern für den Abend, drei große Regenschirme, falls das Wetter umschlagen sollte. Etwas Lebensmittel wurden auch mitgenommen, falls die Kinder unterwegs sollten fürchterlich hungrig werden, was zuweilen vorkommt. Auch ein hübsches Buch zum Vorlesen und was man sonst noch glaubte nötig zu haben. Bei dem allen hopsten die Kinder und klatschten in die Hände vor Freuden bei jedem Stück, das aufgepackt wurde. Nun endlich kamen die Menschen. Alle Hausgenossen kamen mit; so wurde das Haus zugeschlossen, und Johann, der Kutscher, setzte sich auf den vordersten Stuhl. Hans und Otto wollten nur zu gern bei ihm sitzen, aber das ward nicht erlaubt. Sie wurden getröstet auf nächstes Mal, wenn sie ein Jahr älter wären. Dafür sollten aber die drei Männer, das war Vater mit den beiden Jungen, auf dem letzten Stuhl sitzen, der höher ist als die anderen beiden, und noch dazu sollte Vater, als wenn er der kleinste wäre, in der Mitte sitzen, Hans und Otto aber bekamen die schönen Eckplätze. Auf dem mittelsten Stuhl saß die Mutter mit Marie, dem Kindermädchen, und hatte die kleine Tilli im Arm, die heute ordentlich ein Kleid anhatte. Vor ihnen saßen die beiden Tanten

und Luischen, die auf ihre Bitte auch den einen Eckplatz bekam. Nun drehte der Kutscher sich um und fragte: „Allens fadig?“ „Jawohl!“ rief der ganze Chor, die Peitsche knallte, und fort rasselte der Wagen übers Steinpflaster. Die Knaben schwenkten jubelnd die Hüte und grüßten nach allen Seiten. So ging's zur Stadt hinaus und die Chaussee entlang. Das dauerte aber nicht lange, dann fingen die Landwege an. Bald kam tiefer Sand, bald holprichtes Steinpflaster, dann auch einmal ein vom letzten Gewitter stehen gebliebenes Wässerlein, wie ein kleiner Teich. Da ging's pitsch! patsch! und die Pferde spülten die staubigen Füße und der Wagen die Räder ab. Dann kamen wir durch ein Dorf, wo aus jedem Bauernhause ein Hund hervorstürzte und bellte, als ob er uns fressen wollte. Dafür wurde er ausgelacht, und die drei Kinder bellten womöglich noch lauter, als er. Es kamen auch kleine Bauernkinder, liefen neben dem Wagen her, hielten die Schürze oder die Mütze in die Höhe, sangen ein eintönig Liedchen und bettelten: „Och herr, een Dreeling, een Dreeling!“ denn Kupfergeld hatten wir damals noch nicht. Erst sagte Vater: „Nix da!“ Aber weil sie doch so freundlich mitliefen und baten, da warf er ihnen einen Schilling hinunter. Sie riefen: „Dank ook!“ und liefen mit ihrem Schatz ins Haus.

Nach einem kurzen Weg über Steinen kam dann wieder tiefer Sand, daß die Pferde keuchten und der Wagen in den Achsen ächzte und stöhnte. Rechts und an dem Graben links war aber so frisches Gras, und jenseits des Grabens waren so schöne Felder, so viele Kornblumen und andere Feldblumen. Da bat das kleine Kindervolk: „Ach, laß uns aussteigen! laß uns aussteigen! der Wagen fährt ja so langsam, dann können wir schön Blumen pflücken!“ Der Vater hat nichts dagegen; so hält der Wagen ein Weilchen, und Tante Lise steigt mit den drei Kindern aus. Die

laufen auf dem frischen Gras, springen hin und her über den kleinen Graben am Wege, lachen den Wagen und die Pferde aus, die sich so mühselig durch den Sand schleppen, finden auch noch hier und da ein paar überreife süße Himbeeren. Da ruft Otto: „Hör mal, Hans!“ und nun flüstert er ihm etwas zu, was sehr komisch sein muß, denn er kann es vor Lachen gar nicht herausbringen. Plötzlich heben beide ihre kleinen blauen Kittel in die Höhe, wie die Bauernmädchen ihre Schürzen, laufen beim Wagen her und singen, soviel sie vor Lachen singen können:

„Kiwit, wo bliv iã?  
In Brommelbeerbusch,  
da danz iã, da spring iã,  
da hev iã mine Lust!“

„Och Herr, een Dreeling, een Dreeling, een Dreeling!“ Vater aber ruft: „Ward nix geben; makt, datt ju fortkamt!“ Sie singen aber ihr Liedchen immer wieder, und betteln dazwischen. Da greift Vater in den schönsten Bündel und wirft jedem einen Kuchen in den Kittel! Das gab ein Gejauchze! Luischen bekam natürlich ihr Teil ab, und Tante Lise mußte auch abbeißen, damit sie nicht traurig würde. Aber nun kam wieder ein gepflasterter Weg, und Vater rief: „Schnell einsteigen!“ Alle vier kletterten auf den Wagen, und fort geht's nun im raschen Trab. Die Kinder singen dazu:

„Hopp, hopp, hopp!  
Pferdchen, lauf Galopp  
über Stecken, über Steine,  
tun dir ja nicht weh die Beine!  
Immer im Galopp!  
Hopp, hopp, hopp, hopp, hopp!“

Nun kam noch ein graufiger Knüppeldamm, wo alle sich hübsch festhalten müssen unter vielem Lachen, Au- und Weh-

Schreien, und dann kommt die Auffahrt auf den schönen großen Bauernhof, der das Ziel der Ausfahrt sein soll. Die Pferde merken den Stall und wiehern vor Freude. Der kläffende Spitzhund an der Kette wird von dem Bauer mit einem strengen: „Zu Loß!“ zur Ruhe gewiesen und kriecht murrend in sein Hundehaus, und nun wird abgestiegen und ausgepackt. Johann spannt seine Braunen aus, zieht sie in den Stall und versorgt sie mit Futter, schiebt den Wagen ins Schauer, verspricht um sechs Uhr wieder auf dem Platze zu sein und geht weiter ins Dorf, seine Freunde zu besuchen.

Während Mutter und die Tanten alle Sachen ordnen, laufen die drei Kinder ins Freie; ach, was gibt es da alles Neues zu sehen! Das beste aber dabei ist, daß Vater nichts zu tun hat und heute ganz den Kindern zugehört; er streift dann mit ihnen durch den Hof und alle Ställe, durch den Garten, durch Wiesen und Felder, und überall gibt es etwas zu bewundern. Gleich im Hofe finden sie eine Glucke mit vierzehn kleinen Kücken; drei von ihnen sind Hähne, die geben sich Mühe zu krähen, das klingt so lächerlich, und dann zanken sie sich und springen mit gespreizten Flügeln gegeneinander an, bis die Alte ruft: „Gluck, gluck, gluck!“ Das heißt gewiß: „Jungs, zankt euch nicht!“ und dann kratzt sie und zeigt ihnen kleine Würmer und Körnlein, und beim Fressen werden sie wieder ganz freundlich. Weiterhin in einem kleinen Teich schwimmen sogar vierundzwanzig kleine goldgelbe Enten und plätschern und tauchen und piepen, und die Alte schwimmt ganz gravitatisch unter ihnen herum und paßt auf, ob sie es auch ordentlich machen. Dann ging's in die Ställe. Der Schafstall war leer; der Hirt des Dorfes hatte alle Schafe zur Weide getrieben. Der Schweinestall hatte einen umzäunten Schweinegarten, drin grunzten sechs fette Schweine, und zwei lagen noch hinten in dem großen Stall; da war es aber sehr schmutzig. Die Kinder

wollten lieber in den großen sauberen Kuhstall gehen. Da sollten alle die vierzehn Kühe gerade gemolken werden, und nun hörten sie, daß jede Kuh ihren eigenen Namen hatte; eine hieß Krummhorn und eine Wittkopp und eine Trina und eine Swattpoot und eine Eise und eine Schön-Mädchen! Nein, das war doch zu arg, daß die alten plumpen Kühe sollen Eise und Schön-Mädchen heißen! Aber der Knecht sagt: „J, dat kummt, weil de beiden un Trina de beste Melk gewt, davon hebbt se so schöne Namens.“

Die beiden Tanten hatten unterdessen mit Mutter den Mittagstisch bereitet unter zwei großen Birnbäumen, die ihre mit Früchten beladenen Äste weithin ausbreiteten und prachtvollen Schatten gaben. Ein Tischtuch brauchte man nicht. Messer und Gabeln und Löffel, einige hölzerne Teller, ein großes Stück Schinken und eine Dose mit Zwieback hatten wir mitgebracht. Nun rief die Mutter: „Halt, lauft mir nicht zu weit weg, das Mittagessen ist gleich fertig!“ Das war ein erwünschter Ruf, denn alle waren, wie Luischen versicherte, grimmig hungrig. Die Bauerfrau brachte nun acht irdene Schüsseln, eine große Schale mit frischer Milch, eine Schüssel mit schönem frischen Salat aus dem Garten, eine zweite Schüssel mit weichgekochten Eiern und eine kleine Schüssel mit neuen Kartoffeln. Das war extra für die großen Leute, aber die kleinen Leute kriegten auf ihre Bitte auch jeder eine ab, und das eine recht große. Wie schön das aber alles schmeckte, das weiß nur der, der solche fröhliche Ausfahrt mitgemacht hat! Als alles verzehrt und Gott dafür gedankt war, wollte Vater sich mit seinem Buch in ein stilles Eckchen setzen, aber daraus ward nichts. „Nein, Vater, nein!“ riefen die Kinder, „heute gehörst du zu uns, heute mußt du immer mit uns spielen.“ Der Vater will sie wegjagen, aber Hans ruft: „Du kannst mich gar nicht kriegen!“ neckt den Vater, zupft ihn beim Rock und läuft wie ein Eichhörnchen

davon. Vater wirft's Buch weg und läuft hinter seinem Jungen her; so war das Spiel fertig, und nun wurde „Haschen“ gespielt, und „Ketel to flick“, was die Kinder jetzt „Bäumchen vermieten“ nennen. „Ketel to flick“ klang aber viel gemütlicher, und „Dadder, ick staß up dinen Barg“. Als Mutter und die Tanten den Tisch abgeräumt haben, da müssen sie auch mit laufen, sie mögen wollen oder nicht. Klein-Tilli schläft derweile ganz süß in einer Schiebkarre, die die Bauerfrau herbeigeschoben, und ist in alle Tücher und Röcke eingewickelt, die wir mitgebracht hatten, und Marie sitzt bei ihr mit ihrem Strickzeug. Danach gehen die anderen alle miteinander ins Feld. O, wie bunt ist's von allen Blumen, gerade wie's im Verschen heißt:

„Gelb und rot und weiß und blau,  
daß ich meine Luft dran schau.“

Luischen und Hans pflücken Blumen, bis sie, wie sie selbst sagen, einen ganzen Besen haben, daß die Tanten tragen helfen müssen. Otto sucht kleine Steinchen, um das Blumenbeet in seinem kleinen Garten damit einzufassen, findet aber fast gar keine. „Na,“ sagt er, „dann nehme ich Tannenzapfen, das ist eben so hübsch, nicht, Mutter?“ „Gewiß, mein Junge, und davon findest du genug im Gehölz, wohin wir nun kommen!“ Vater muß sich's denn auch gefallen lassen, daß ihm damit alle Taschen voll gestopft werden.

Als sie nun von ihrem großen Spaziergang zurückkommen, werden die Kinder schon wieder hungrig, und während Vater ihnen allerlei erzählt aus seiner Kindheit, was sie schon zehnmal gehört haben, sich aber nur zu gern noch einmal erzählen lassen, kocht Mutter Kaffee und macht Butterbrot, einen großen Teller voll. Die Kinder bekommen dann zu ihrer schönen Milch einen Schluck Kaffee, daß es ordentlich etwas braun aussieht, und dazu ein großes Stück Zucker. Nein, das schmeckt zu köstlich!

Aber — es ist lange fünf Uhr vorbei! Mutter holt alles herbei, packt ein und ordnet es zur Abfahrt. Die Tanten müssen alle Hüte bekränzen; selbst Klein-Tillis Hut wird mit Marienblümchen geschmückt. Die Kinder laufen noch einmal nach allen Plätzen, wo sie so vergnügt gewesen, und nehmen Abschied. Da kommt der Kutscher und fragt: „De Kloock ist glicck söß, schall ick anspannen?“ „Jo, dat ward woll Tied,“ sagt Mutter, „uns Lütt mut to Bett.“ Es währt nicht lange, da fährt der Wagen vor, den Kindern werden Röcke angezogen und Tücher umgebunden, und dann steigt alles auf den Wagen, aber in anderer Ordnung als am Morgen. Auf dem mittelsten Stuhl sitzen Vater und Mutter und Otto in der Mitte, Tilli in Mutters Schoß; vorne Luischen und Tante Lise und Hans in der Mitte; ganz hinten Tante Mathilde und Marie mit dem Auftrag, alle Bündel und mitgenommenen Schätze zu hüten. Was haben sie nun alles zu erzählen! Einer weiß noch mehr von den Erlebnissen zu rühmen als der andere. Nur Klein-Tilli schaut still in den blauen Himmel, auf die grünen Bäume und in Mutters freundlich Auge, und wenn sie das trifft, dann lächelt sie und sagt: „giööö“ oder mit großer Anstrengung und krausem Näschen sogar: „grröö!“

Der Knüppeldamm ist passiert, der Steindamm desgleichen. Nun kommt der tiefe Sand, und der Wagen stöhnt in seinen Achsen: „Uiääh, Uiääh, Uiääh“. Erst machen's die Kinder ihm nach, als aber alles sonst so still ist, und der Wagen so langsam fährt, da legt Otto sein Köpfschen an Vaters Brust und Hans an Tante Lisens. Noch ein paarmal machen sie die Augen weit auf, die aber langsam wieder zufallen, und nach einem kurzen Weilschen schlafen beide, daß weder das Rütteln auf der Chaussee, noch das Hundegebell im Dorf, noch das Singen und Betteln der Bauernkinder sie weckt. Erst als wir gegen acht Uhr in die Stadt

kommen, wo rechts und links Wagen vorbeifahren, und Verkäufer auf den Straßen schreien, auch hier und da schon Laternen angezündet werden, da wachen sie auf, und schauen, wieder munter geworden, neugierig und fröhlich in das Gewirre hinein. Zu Haus gibt's dann noch ein kleines Stück Brot und ein wenig Milch, und dann heißt's: „Nun schnell zu Bett!“ Vorher aber muß Tante Mathilde versprechen, im nächsten Jahr wieder zu kommen und wieder mit ihnen auszufahren. Das verspricht Tante gern, und nun wollen sich die Kinder das ganze Jahr dazu freuen, und mit dem Gedanken schlafen sie ein, nachdem sie dem lieben Gott für den köstlichen Freudentag von Herzen gedankt haben.

### 3. Die tiefe Trauer.

„Eure Gedanken sind nicht meine Gedanken“, spricht der Herr! Ihr wißt, Kinder, das steht in der Bibel, und das sollten wir auch erfahren.

Der liebe Gott hatte unserem lieben Otto eine ganz andere Fahrt bestimmt, als wir dachten, und wozu sich die Kinder das ganze Jahr freuen wollten.

Im Spätsommer fing unser lieber Junge an sich zu verändern. Er verlor sein frisches Aussehen und seine immer gleiche Lustigkeit. Liefen seine Schulkameraden, so hopste er wohl hinterdrein, aber er konnte sie nicht einholen, ihn schmerzte oft sein Bein. Im Herbst schien es uns, als finge er an zu hinken; der Arzt untersuchte ihn, sagte, es sei Schwäche im Rücken und komme vom Wachsen, das würde sich bald wieder geben; aber es gab sich nicht; bald gesellte sich öfterer Kopfschmerz dazu. Im Winter zeigte sich eine Geschwulst am Kopf, der ihm empfindlich war, und es wußte doch



fer  
ten  
ter  
us  
ch,  
nte  
nd  
nd  
nit  
für

“  
nd  
ere  
as

rn.  
eit.  
ber  
bst  
hte  
en,  
ald  
ine  
och



keiner von uns, daß er gefallen sei oder sich gestoßen habe. Im Frühjahr durfte er die Schule nicht mehr besuchen. Wenn die anderen im Garten spielten, saß er am liebsten bei Mutter im Sofa und beschäftigte sich mit Zeichnen oder Ausschneiden, und wenn Mutter ihn dann streichelte und sagte: „Mein Otto, mein Liebling bist du!“ dann lächelte er und nickte ihr zu; das mochte er gar zu gern hören.

Anfang April war sein Geburtstag. Da hat er morgens: „Ach, laßt uns heute singen: Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär in dir! Das klingt so schön!“ Der Kleine verstand das Lied ja nicht, aber er schlug beim Singen seine lieben Augen so wunderbar zum Himmel auf, als ließe der Heilige Geist ihn ahnen, was er sänge. Wir konnten den Blick gar nicht wieder vergessen. Seine Krankheit nahm eine immer ernstere Wendung und erfüllte uns mit Sorgen. Es kam Fieber, und er mußte zu Bett bleiben. Der Arzt verschrieb dies und das, aber nichts half; Kopfschmerz und Fieber ward immer heftiger. Bald kannte er uns nicht mehr, ängstigte sich vor großen Hunden und Oxfen, rief nach Vater und Mutter, und die standen doch traurig an seinem Bettchen. Zuweilen faltete er die Hände zum Gebet oder sang mit heiserer Stimme ein Liedchen, aber er wußte es nicht. Dabei brannte sein Antlitz im Fieber, der Atem flog und das Herz schlug, daß wir es hören konnten. Wurde die Unruhe sehr groß, dann sangen Mutter und ich wohl: „Breit aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude, und nimm dein Küchlein ein!“ Dann war er ein Weilchen stille, aber bald tobte das Fieber wieder, und er mußte die todmüden Augen immer wieder aufreißen. Es war ein Jammer anzusehen. Der Kleine litt sehr. Der Arzt schüttelte den Kopf, und wir standen ratlos und konnten nicht helfen. Da faltet Vater die Hände, weint und sagt halblaut:

„Wir stolze Menschenkinder  
sind eitel arme Sünder  
und wissen gar nicht viel!“

Aber es war einer, der wußte zu helfen und konnte helfen, das war der liebe Heiland. Der schickte seinen Engel, daß er sanft die Hand auf Ottos laut klopfendes Herz legte; da ward es ganz still, und die unruhig flammenden Augen schlossen sich müde zu; der fliegende Atem ward langsamer und langsamer, leiser und leiser. Sein Antlitz war bleich, sein Mündchen blieb halb geöffnet, und nun war alles still, ganz still. — Seine Seele war hinaufgetragen zum Heiland und zu den lieben Engeln. Wir aber standen ums Bettchen — und weinten bitterlich.

Einige Tage später zogen wir ihm ein langes, schneeweißes Hemdchen an, schmückten ihn mit viel Blumen, legten ihn in einen reich bekränzten, hell polierten Sarg und trugen ihn nach dem Kirchhof; und als der Sarg eingesehkt war, da sangen wir:

„Wenn kleine Himmelserben  
in ihrer Unschuld sterben — —  
so büßt man sie nicht ein;  
sie werden nur dort oben  
vom Vater aufgehoben,  
damit sie unverloren sein.  
O wohl auch diesem Kinde,  
es stirbt nicht zu geschwinde,  
zeuch hin, du liebes Kind — —“

Als wir soweit waren, war das kleine Grab gefüllt und der Hügel aufgeworfen. Wir legten weinend unsere Kränze darauf und gingen nach Haus. Wir hatten ihn begraben

Unseren lieben Otto!

#### 4. Die zweite Ausfahrt.

Wenig Wochen, nachdem wir unseren lieben Otto begraben, kam Tante Mathilde aus Mecklenburg. Da gab es neues Weinen und Klagen und Erzählen vom Ende unseres kleinen Lieblings, und die Kinder wurden mit ihrer stürmischen Freude über Mathildens Ankunft manchmal zur Ruhe verwiesen. Da kam Luise einmal



zutraulich zu mir und sagte: „Tante Lise, darf ich nun nicht bald wieder vergnügt sein? Unser Otto ist ja im Himmel beim lieben Heiland und bei allen Engeln! Ich kann nicht so lange traurig sein!“ „Das brauchst du auch nicht, Herzenskind,“ erwiderte ich, „sei gern vergnügt; wir wollen den lieben Gott bitten, daß Er uns bald alle wieder fröhlich macht. Du mußt nur nicht so gar laut sein.“ Das versprach sie, und ging mit erleichtertem Herzen von mir. Nun kam aber doch bald die Rede von der versprochenen

Ausfahrt, und hatten wir Erwachsenen auch keine Lust dazu, die Kinder freuten sich zu sehr; das Versprechen mußte gehalten werden, und so ward der nächste Montag (Montags ward nur bis zwölf Uhr Schule gehalten) dazu angesetzt. Gleich nach Schluß wurde gegessen, und dann fuhr, freilich kein Stuhlwagen, sondern eine Droschke vor, denn Vater hatte zu tun, und Mutter wollte lieber mit der kleinen Mathilde zu Hause bleiben. Den beiden Kindern war erlaubt worden, daß jeder einen Schulkameraden mitnähme, und da Tante Sophie uns gerade besuchen wollte und nichts zu versäumen hatte, so schloß sie sich uns an. Hans kam, wie ihm im vorigen Jahre versprochen war, beim Kutscher zu sitzen, und da der Bock sehr breit war, sein Freund Hermann bei ihm. Wir drei Tanten, Luise und ihr Freund Gustav (denn da sie bis jetzt die kleine Knabenschule mit besuchte, so hatte sie noch keine Freundin), saßen im Wagen. Mutter stand mit Tränen im Auge am Wagenschlag und entließ uns mit einem: „Hütet mir meine Kinder!“ — Der Wagen rollte, die Kinder schwatzten fröhlich, wir drei saßen ein Weilchen stille und ernst, und jede von uns hat wohl gebetet: „Herr, hüte du die Kleinen!“ — Das Wetter war unvergleichlich. Es war am 7. Juni, die Sonne leuchtete vom wolkenlosen Himmel. Alles um uns her grünte und blühte. Ein leiser Wind bewegte die Blätter und wehte uns Kühlung zu, und je weiter wir kamen, um so mehr Blütenduft strömte uns entgegen. In Wandsbek war Markt; dahin strömte die Volksmenge, darum hatten wir das weit davon entlegene Billwärder zum Ziel gewählt.

Als wir durch Hamm kamen, wo links die hochliegenden Häuser stehen, rechts die tiefliegenden Wiesen von breiten Kanälen durchschnitten sind, mußte ich an eine kürzlich geschehene sehr traurige Geschichte denken, die ich den Tanten erzählte. — Es wohnte hier Johannes, einer meiner früheren Schüler. Der war

am Pfingstsonntag morgens leider nicht zur Kirche, sondern zum Fischen gegangen. O, wie manchmal hatte ich meinen Schülern das Fischen zum Vergnügen als eine Grausamkeit bezeichnet und geschildert, aber — er war zum Fischen gegangen, und das am heiligen Pfingstfest! Wäre er doch zur Kirche gegangen! Seine Schwester Alice, ein liebliches Mädchen von dreizehn Jahren, lief dem Bruder nach, und beide Kinder setzten sich an den Kanal, plauderten und sahen nach der Angel; da entfällt diese dem Johannes; ob ein Fisch daran war, weiß ich nicht; genug, sie fällt. Johannes will sie greifen, gleitet aus und liegt im Kanal. Alice will ihm wieder heraushelfen, wird aber nachgezogen, und beide Kinder kämpfen mit dem Wasser. In ziemlicher Entfernung sehen Leute die Gefahr; sie stürzen eilend herzu, ziehen die Kinder, die sich nicht mehr bewegen, aufs Land und machen alle möglichen Rettungsversuche. Der Knabe kommt wieder zu sich; das Mädchen — ist tot.

Als Johannes nach langer Bewußtlosigkeit erfährt, was geschehen, da hat er seine Angel zerbrochen und gelobt, nie wieder zu fischen, aber nun war es zu spät, seine geliebte Schwester war tot. — Die Erinnerung an dies Ereignis hatte uns noch ernster gestimmt, als wir schon waren. So fuhren wir still dahin, nur die vier Kinder plauderten sorglos und heiter, und hatten sich allerhand Lustiges zu erzählen.

So kamen wir gegen zwei Uhr in Billwärd an. Die Kinder laufen in den großen Garten, finden bald zu ihrer großen Freude eine schöne, sichere Schaukel und spielen dort seelenvergnügt. Während sie so schön beschäftigt sind, wollen wir rasch den Garten durchwandern, um zu sehen, ob auch irgendwo eine Gefahr für die Kinder sei. Und wir drei vorsichtigen Tanten begeben uns in unserer sorglichen Ängstlichkeit alle drei auf die Untersuchungsreise und denken nicht

daran, daß die vier spielenden Kinder ohne Aufsicht sind. Nicht lange, so kommen wir zu unserem Schrecken an einen großen Teich, der mit sogenannter Entengröße dermaßen übergrünt ist, daß er einer Wiese gleicht. Wir wollen sehen, wie weit er sich hinstreckt. Wir umgehen ihn, ohne zu beachten, daß uns der zwischen liegende Teich nun gänzlich von den Kindern trennt. Da entdecken wir noch ein allerliebstes, drei Fuß langes, völlig aufgetakeltes Seeschiff im Wasser liegen, was natürlich die Lust der Kinder sehr reizen wird und unsere Sorgen um sie mehrt.

Plötzlich erhebt Tante Sophie, die etwas zurückgeblieben ist, ein Zetergeschrei: „Nein, nein, nein!“ schreit sie und winkt mit den Händen ab. Wir eilen zu ihr, und ich sehe mein Luisechen mitten im Teich. Die Kinder hatten zu uns wollen, dabei den übergrüntem Teich für eine Wiese angesehen, und zwei von ihnen waren direkt hineingelaufen. Mit dem Geschrei: „Mein süßes Kind, mein süßes Kind!“ stürze ich mehr fliegend als laufend um den Teich herum und mit einem Satz hinein; ich hatte auch sofort mein Mädchen im Arm; da sehe ich etwas weiter hin den Gustav auch im Wasser; mein anderer Arm ergreift ihn, die Kinder, vom Wasser getragen, sind nicht schwer und ich voll Freude. Da spüre ich, daß mir der Grund unter den Füßen fehlt. Ich fühle nur einen weichen Schlamm, der mich tief und tiefer zieht. Die Kinder konnte ich hochhalten, aber das Wasser überspülte mir bald die Brust, die Schultern, den Hals, und ich sank mit meiner süßen Last so tief, daß ich den Kopf hochhalten mußte, um kein Wasser zu schlucken. — O, wie wird das Sterben schwer sein in dem dicken Wasser; aber wieviel schwerer für die anderen, den Eltern drei Leichen mit nach Hause zu bringen, und meine alte Mutter lebt auch noch. Das mein Gedanke!

### 5. Die gnädige Rettung.

„Ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören!“ das steht in der Bibel im 65. Kapitel des Jesaias, lest es nur nach. Diese selige, gnädige Zusage sollten wir auch erfahren. Ich hatte nicht gerufen, nicht gebetet, nicht geschrien: „Herr, hilf mir, nicht versinken.“ Der Schreck, die Angst, die Freude, als ich die Kinder im Arm hatte, der plötzlich so ganz nahe Tod, diese gewaltige Gegenwart ließ gar keinen Gedanken an Hilfe und Errettung in mir aufkommen. Aber der treue Herr kannte des Herzens Verlangen und hörte das unbewusste Schreien der Seele. Er sandte den Retter. In dem Augenblick, da ich alles verloren glaubte, sah ich am jenseitigen Ufer einen Mann seinen Rock abwerfen, ins Wasser stürzen und zu uns schwimmen. Ich will die Hand nach ihm strecken, aber ich bekomme einen starken Stoß, der mich dem Ufer zutreibt, ein zweiter, ein dritter folgt. Die Tanten strecken ihre Hände uns helfend entgegen, aber unser Retter schreit heftig: „Nicht anfassen, nicht anfassen!“ Er wußte wohl, wir würden sie hinab, sie uns aber nicht hinaufgezogen haben. Der vierte Stoß ließ mich und bald auch die Kinder festen Grund unter den Füßen fühlen, und nun krabbelten wir mit Hilfe der Tanten vollends aufs Trockene. O, diesen Jubel, diesen Jubel! als wir uns alle gerettet sahen! Das begreift keiner, der es nicht erlebt. Wir lachten unter strömenden Tränen, und Gott sei Dank! Gott sei Dank! Gott sei Dank! drängte sich immer aufs neue aus der gepreßten Brust, mit einer Wahrheit, einer Inbrunst, wie nie zuvor.

Von Wasser triefend und leckend von schwarzem Schlamm, eilten wir dem Hause zu, wo uns die liebe Wirtin aufs freundlichste und teilnehmendste empfing und uns sogleich in ein großes Zimmer

brachte, wo wir uns in einem breiten Bett möglichst schnell wieder durchwärmen sollten. Vorher sollten ein paar Gläser mit Brausepulver die gehabte Angst unschädlich machen, und die Kinder lachten schon herzlich, als das brausende Getränk ihnen ins Gesicht spritzte. Sie wurden dann schnell von allem nassen Zeuge befreit und in die warmen Federn gelegt. Nun fragte ich sie: „Ihr hattet wohl große Angst, als ihr so plötzlich im Wasser lagt?“ „Angst?“ sagten beide, „ach nein.“ „Ach, nein?“ wiederholte ich „was dachtet ihr denn?“ „Ich dachte,“ sagte Luischen zutraulich, „Tante Eise wird wohl kommen!“ „Ja, Herzenskind,“ sagte ich, „Tante Eise kam auch, aber die konnte euch doch nicht helfen.“ — „Ach,“ erwiderte sie ruhig, „ich dachte, wir werden wohl gerettet!“ Das war mir eine liebliche Auslegung des Wortes: Werdet wie die Kinder!

Ich sollte noch mehr lernen, noch tiefer beschämt werden. Die treue, freundliche Magd hatte alles nasse Zeug hinausgenommen, die Kinderhemden, die nur naß und nicht schmutzig geworden waren, sogleich in die Sonne gehängt und das schmutzige Zeug in die Balje gesteckt, um es zu waschen. Die Wirtin brachte uns nun, was sie Passendes finden konnte, zum Anziehen für uns, und sagte dann: „Nun muß ich Ihnen aber doch erzählen, wie wunderbar der liebe Gott für Sie gesorgt hat. Sie wissen, es ist Wandsbeker Markt, und in der ganzen Wirtschaft war kein männliches Wesen, das Sie hätte retten können. Da heute kein Besuch zu erwarten war, so hatte mein Mann Kellner und Knechte mit zum Markt genommen. Als mein Mann die Allee hinuntergegangen ist, steht am Heck des letzten Gartens der Herr, der Sie gerettet; der war ein früherer Freund unseres Hauses, war aber im letzten Winter mit meinem Mann so in Streit geraten, daß die beiden sich seitdem immer aus dem Wege gegangen sind. Diesmal bleibt er am Heck





stehen; mein Mann sieht ihn an, sie wechseln ein paar freundliche Worte und vertragen sich. Mein Mann hätte ihn gern mit nach Wandsbek genommen, aber der Herr hatte im Hause zu tun und konnte nicht mit, verspricht aber, statt dessen zu mir zu gehen und mir die lange erwünschte Botschaft zu bringen, daß es nun mit dem Streit vorbei sei, und sie wieder Freunde sein wollten.

Als mein Mann weg ist, sieht unser Freund nach der Uhr. Es ist halb zwei. „Da kann ich ja noch eben vor dem Essen hingehen,“ denkt er, macht sich fertig und kommt. Er findet mich nicht im Hause, sucht im Garten, und kaum hat er sich gesetzt und einige Worte mit mir gewechselt, da hören wir das Zetergeschrei und den gewaltigen Plunsch. „Da ist jemand in den Teich gefallen!“ ruft er, stürzt fort und — nun das übrige wissen Sie. — Seht, Kinder, da sind drei Rosen ganz in Entengrütze eingewickelt, die hat er im Knopfloch gehabt, die könnt ihr zum Andenken aufbewahren.“ Sie legt das Sträußchen auf den Tisch und geht. Wir aber standen stumm mit gefalteten Händen, und Tränen des Danks und der Anbetung strömten aufs neue. Dann stimmte ich an, und wir alle sangen aus tiefbewegtem Herzen:

„Wie groß ist des Allmächtigen Güte,  
ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,  
der mit verhärtetem Gemüte  
den Dank ersticht, der ihm gebührt?  
Nein, seine Liebe zu ermessen,  
sei ewig meine größte Pflicht;  
der Herr hat mein noch nie vergessen,  
vergiß mein Herz auch seiner nicht!“

Ich sagte dann unseren Schulwochenspruch: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.“ Da unterbrach mich

Luischen und sagte: „Tante Lise, der liebe Gott hat uns wirklich ins frische Wasser geführt.“ „Gewiß, Kinder,“ sagte ich, „darum soll's uns auch ein Segen sein.“ Wir sprachen dann zusammen den ersten Glaubensartikel mit der Erklärung, den die Kinder auch wußten, ich betete ein Vaterunser, und alle sprachen Amen.

### 6. Das fröhliche Ende.

„Aber Tante Lise,“ rief Hans, „du hast ja noch immer dein nasses, schmutziges Zeug an!“ Ich hatte es total vergessen, war dafür nun aber auch die erste, die sich völlig umkleidete, Hemd und Strümpfe hatte die liebe Wirtin gebracht. Die Tanten gaben mir jede einen ihrer Unterröcke; darüber zog ich denn des Hauswirts bunten Schlafrock, und seine schönen gestickten Pantoffeln schmückten meine Füße. Das machte den Kindern natürlich viel Spaß. Nun wurden auch die beiden aus den Federn geholt. Die Hemden waren von Wind und Sonne völlig getrocknet, so daß man sie wieder anziehen konnte; Strümpfe lieferten Hermann und Hans, die gern einige Stunden die Stiefel über die bloßen Beine zogen. Nun kam der weitere Anzug. Die Wirtin war freilich nur klein, aber doch viel größer als Luischen, aber das ließ sich nun nicht ändern. Kinder waren nicht da, also auch kein Kinderzeug, und das Kleid und die Röcke mußten so weit aufgebunden und befestigt werden, daß Luischen darin gehen konnte. Gustav bekam Hose und Jacke vom Kellner. Die Ärmel und Hosenbeine konnten aufgekrempt werden, und daß die Jacke fast bis zur Kniebeuge reichte — nun, das sah ganz ehrwürdig aus, und er bekam gleich den Titel: Herr Magister. Nun bewunderten wir uns von allen Seiten. Es ward viel gelacht, und uns Erwachsenen war es lieb,

daß die Kinder den gehabten Schrecken so etwas verspielten. Jetzt war aber die Frage: Fahren wir in diesem Anzug sofort wieder nach Hause, damit die Eltern nicht am Ende von anderer Seite von unserem Unfall hören und sich ängstigen, oder bleiben wir ruhig hier, bis uns die Droschke wieder in unserem, bis dahin hoffentlich getrockneten Zeuge abholt. Die Kinder baten natürlich: „Ach, Tante, hier bleiben, hier bleiben! Es ist ja so schönes Wetter.“ Da nun die Wirtin versicherte, es sei kein Mensch in der Nähe gewesen, der das Geschehene erfahren habe und weiter erzählen könne, so entschieden wir uns denn auch fürs Bleiben. Aber konnten wir uns denn in diesem Aufzuge im Garten sehen lassen? Die Kinder meinten, das wäre ja gerade der beste Spaß! und die Wirtin setzte hinzu: „Warum denn nicht? Sie sind im Garten ganz allein; Gäste kommen heute sicherlich nicht.“ Also, wir zogen hinaus. Ich als der türkische Sultan, im bunten Schlafrock und mit gestickten Pantoffeln voran, dann Luisechen, die Kaiserin, im hellblauen Schleppekleide, gefolgt von ihren Pagen Hans und Hermann, die ihr die Schleppe trugen, und endlich Gustav, der Oberhofmeister, mit einer papiernen Brille auf der Nase. Nun wurde erst ein feierlicher Umzug um den Grasplatz gehalten, dann wurde die Brille weggelegt, die Schleppe aufgebunden, und unter Lachen, Spielen, Blumenpflücken und Kränzewinden verging die Zeit. Tante Sophie und Mathilde wichen nicht von den Kindern. Da ich aber mit dem langen Schlafrock nicht laufen konnte, so machte ich unterdessen den Kaffeetisch zurecht, denn die Uhr war nach vier, wir hatten um zwölf zu Mittag gegessen, und all das Erlebte hatte uns, sonderlich die Kinder, mehr hungrig als satt gemacht. So war es denn eine allgemeine Freude, als ich rief: „Mein Kaffee ist fertig! An Brot und Kuchen fehlt's nicht, und wer will, kann sogar Würst auf's Brot bekommen!“ „Ich, ich, ich!“ riefen die Kinder,

alle kamen schnell herbei; wir ließen uns die Gaben Gottes trefflich schmecken und erzählten uns dabei allerlei Geschichten, wie der liebe Gott diesem geholfen, jenen beschützt und einen dritten errettet habe. Auch die Kinder erinnerten sich, wie der liebe Gott sie bewahrt habe. „Ja,“ sagt Hermann, „einmal wollte mich ein großer Ziegenbock mitten in den Leib stoßen, da schrei ich, und da ist sein Tau zu kurz, da kann er es nicht.“ „Und ich bin einmal auf der Wiese,“ sagt Hans, „da kommt ein großer Ochs oder auch eine Kuh und brüllt ganz laut, ich denke, sie will mich auf die Hörner nehmen und in die Luft werfen, da schrei ich fürchterlich, und da läuft sie weiter, und tut mir gar nichts.“ Und Gustav erzählt, er ist vom Stuhl gefallen, da hat er auch laut geschrien, und als er wieder aufsteht, da tut ihm gar nichts weh. Luischen will auch nicht zurückbleiben und klagt, wieviel sie sich beim Stricken und Nähen in die Finger sticht, aber dann kommt ein klein bißchen Blut, und dann ist's gleich wieder besser. Da war dann Gelegenheit, den Kindern zu sagen: „Das fürchterliche Schreien ist nicht genug, das ist, bei Jungen besonders, gar nicht einmal hübsch; ihr müßt zum lieben Gott schreien: ‚Lieber Gott, hilf mir!‘ und morgens beten: ‚Lieber Gott, behüte mich!‘ und abends das Danken nicht vergessen, wenn er euch durch seine lieben Engel vor allem Unfall behütet hat.“ „Tante,“ ruft Luischen, „laß uns mal das Engellied singen, den einen Kindervers!“ Und wir stimmten an:

„Sie führen auf den Straßen wohl  
die Großen samt den Kleinen,  
daß keiner Schaden leiden soll  
an Füßen, Arm und Beinen.  
Darum man fröhlich singen mag:  
Heut ist der lieben Engel Tag,  
die uns mit Treue meinen.“

Da kommt Kathrine, das Mädchen, und sagt: „All ehr Tüüg is nu rein und drög, un liggt binnen in de Stuv, nu köhnt se dat wedder antrecken.“ So wurde denn aufgebrochen und wieder in das Zimmer gegangen, wo das große Bett stand. Da lag unser Zeug gewaschen, gebürstet und geplättet! Die gute Kathrine! wie nett hatte sie das alles gemacht! Wir zogen uns denn um, und Hans neckte uns und sagte: „Nun seid ihr Schmetterlinge, die aus der Puppe gekrochen sind. Gustav ist eine Bärenraupe gewesen, Tante Lise ein Aprikosenspinner und Luise ein Kohlweißling (das war so etwas Gelehrsamkeit aus der letzten Naturgeschichte). Wir Schmetterlinge freuten uns auch, als wir fein und sauber wie am Morgen wieder in unseren Kleidern steckten, packten dann alles Zeug der lieben Wirtin zusammen und brachten es ihr mit großem Dank zurück. Dann gingen wir zu Kathrine, dankten ihr, lobten sie für ihren Fleiß und ihre Freundlichkeit und schenkten ihr einen großen blanken Taler, worüber sie sich sehr freute. Zuletzt machten wir nun noch einen Spaziergang durch den ganzen großen Garten, wobei wir aber die Kinder nicht von der Hand ließen. Wir besahen und bewunderten auch mit ihnen das allerliebste kleine Seeschiff, das der Wirt noch aus seinen Knabenjahren hatte, und das seitdem die Freude vieler Kinder war, die den Garten besuchten. Dann gingen wir noch einmal nach der Stelle zurück, wo wir aus dem Wasser gezogen worden waren, lagerten uns im Grase und sangen der Kinder Lieblingslied:

„O, daß ich tausend Zungen hätte  
 und einen tausendfachen Mund,  
 mit Engeln stimmt ich um die Wette  
 aus allertiefstem Herzensgrund  
 ein Loblied nach dem andern an  
 von dem, was Gott an mir getan.“

Ach alles, alles, was ein Leben  
und einen Odem in mir hat,  
soll sich mir zum Gehilfen geben;  
denn mein Vermögen ist zu matt,  
die großen Wunder zu erhöh'n,  
die allenthalben um mich stehn.

Ich hab es ja mein Lebetage  
schon so manch' liebes Mal gespürt,  
daß du mich unter vieler Plage  
zwar wunderbar, doch wohl geführt;  
denn in der größten Gefahr  
ward ich dein Trostlicht stets gewahr."

"Der Wagen ist da," rief die Wirtin zu uns tretend, "soll er noch warten?"

"Nein, wir kommen!" war die Antwort, und wir alle gingen dem Hause zu. Wir nahmen dann von der Wirtin und dem Mädchen herzlichen Abschied, dankten noch einmal für alle erfahrene Liebe und Freundlichkeit, und bestellten die wärmsten Grüße und den innigsten Dank unserem Lebensretter, der schon das Haus verlassen hatte. Unser teures Andenken, die drei Köschchen, nahm ich sorgfältig mit, teilte sie später auseinander, trocknete sie samt der sie umhüllenden Entengrüße und ließ sie, umgeben von passenden Bibelsprüchen, einrahmen. Der Name unseres Retters und Tag und Stunde des Ereignisses waren natürlich auch mit darauf bemerkt. Die Zeit wußte ich genau, da meine Uhr, vermutlich beim Sprung ins Wasser, stehen geblieben war. Sie zeigte 2 Uhr 3 Minuten. Jeder von uns dreien bekam nun solches Bild zum bleibenden Andenken. — Nach rascher Fahrt kamen wir wohlbehalten im Hause an, wo wir gar herzlich empfangen wurden. Luise hatte unterwegs vorsichtig gefragt, ob Mutter auch erschrecken werde, wenn sie das Geschehene erzählten; da

wurden sie denn ermahnt, nur nicht gleich damit herauszufahren, sondern erst von allem anderen zu erzählen, was sie gesehen und erlebt, dann werde sich schon die rechte Zeit finden. Und so kam es auch. Tante Sophie und Mathilde brachten die beiden anderen Knaben nach Hause, um das Erlebte in aller Ruhe mitzuteilen, und unseren Kindern überließ ich es. Nachdem sie denn schon vieles erzählt, fragt Mutter: „Habt ihr denn auch kein Malheur gehabt, nichts vergessen, nichts verloren, nichts zerrissen?“ „Nein,“ sagt Luischen, „aber ich bin einmal ins Wasser gefallen.“ „O weh,“ sagt Mutter, „und da hast du ganz nasse Füße gekriegt?“ „Nein, viel mehr; ich bin ordentlich ganz ins Wasser gefallen, und Gustav auch, und Tante Lise konnte uns nicht retten, aber ein Mann hat uns gerettet.“ Mutter hört's mit wachsendem Erstaunen, und da mußte ich denn in tiefer Bewegung alles ausführlich erzählen, und wir mußten wieder viel weinen und viel danken. Die Kinder aber schliefen prächtig die ganze Nacht, und der Unfall hat ihnen keinen Schaden getan, keiner von uns ist dabei ungesegnet geblieben.

Nun wollt ihr aber gewiß noch wissen, was aus uns allen geworden ist. — So hört denn: Der Gustav hat viel gelernt und war seiner Eltern große Freude, aber als er zum Jüngling herangewachsen war, ward er schwach und immer schwächer, bekam die Schwindsucht und starb. — Luischen hat mit einer Freundin eine große Mädchenschule errichtet. Hans und Hermann sind ehrsame Hausväter geworden, die schon mit ihren eigenen Kindern spielen, wir drei alte Tanten sind noch immer drei alte Tanten, und mich kennen die meisten von euch, denn ich bin die alte Tante Lise, die euch schon mancherlei erzählt hat.



### 3. Das Rittergut.



Feinde das Land bedrohten. Manche von ihnen hatten ihre Schlösser oder Burgen, wie sie es nannten, auf hohen Felsen gebaut, wo

**L**iebe Kinder! Wißt ihr, was ein Rittergut ist? Ich bin auf einem gewesen, auf einem recht großen, davon kann ich euch allerlei erzählen. Vor alten Zeiten wohnten auf diesen Gütern wirkliche Ritter, von denen ihr gewiß schon gehört habt. Starke Männer waren sie, mit Harnisch und Helm und Hellebarde und Schwert; die hatten ihr Streitroß, das auch geharnischt war, und waren immer fertig und bereit, in den Krieg zu ziehen, wenn

der Feind ihnen nicht leicht etwas anhaben konnte; die aber in der Ebene sich anbauten, die machten um ihr Besitztum einen tiefen, breiten Graben, daß sie wie auf einer Insel wohnten; über das Wasser führte nur eine Brücke, die ward abends, und in Kriegszeiten auch bei Tage, in die Höhe gezogen; dann konnte niemand über den Schloßgraben kommen, und sie waren vor dem Feinde sicher. Unter den Rittern waren nun, wie unter allen Menschen, reiche und arme, gute und böse. Einige von ihnen waren so böse, daß man sie Raubritter nannte. Denkt nur, sie lauerten den Kaufleuten auf, wenn diese mit ihren Waren auf den Landstraßen von einer Stadt in die andere oder von einem Land ins andere zogen mit ihren großen Frachtwagen oder Karren; denn Eisenbahnen und Güterwagen gab es dazumal noch nicht. Kamen die Kaufleute nun ganz friedlich daher gezogen, dann fielen die geharnischten Ritter über sie her, schlügen die Menschen tot und raubten all ihr Eigentum. Das ging so weit, daß kein Mensch mehr sicher reisen konnte. Da machten die Regierungen der Sache ein Ende, zogen gegen die Raubritter zu Felde, überwandten sie, nahmen ihnen die geraubten Reichtümer weg und zerstörten ihre Schlösser und Burgen. Die nun mit dem Leben davon kamen, waren sehr arme Leute. Sie sagten auch wie der Mann im Evangelio: Graben mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln; so war bei ihnen Schmalhans Küchenmeister, und sie mußten froh sein, wenn sie nur alle Tage Milch und Brot hatten. Das war des Morgens ihr Frühstück und abends ihr Abendbrot, und mittags legten sie es in die Pfanne und brieten es, das war ihr ganzes Mittagsbrot, und das nennen wir bis auf den heutigen Tag: „Arme Ritter“, und die Kinder mögen es gern, aber die Mutter streut ihnen dann noch feinen Zucker darüber, den bekamen die bösen Ritter nicht; sie mußten dankbar sein, wenn sie überhaupt nur noch ihr kleines

Kornfeld und eine Kuh behalten hatten; denn viele wurden erschlagen oder kamen ins Gefängnis, da mußten sie einen Tag mit Wasser und Brot und den anderen Tag mit Brot und Wasser zufrieden sein. Nun — soviel von den bösen Rittern. Aber die guten Ritter waren ein wahrer Segen für alle ihre Knechte und Untertanen, die auf ihrem Besitztum mit ihnen wohnten, Land- und Hausarbeit besorgten und in Kriegszeiten mit ihren Herren gegen den Feind auszogen. Die nannte man Hörige, und der Gutsherr sorgte treu für sie, baute ihnen Kirchen und Schulen, sorgte für ihren Unterhalt in gesunden und kranken Tagen und verließ sie auch nicht im Alter. Kurz, er war ein rechter Vater für alle, die ihm angehörten und mit ihm und für ihn arbeiteten. Die Gutsfrau sorgte indessen für die Frauen und Kinder und achtete darauf, daß der Hausstand der Untergebenen ordentlich geführt und die Kinder gut erzogen würden.

Ritter mit Harnisch, Helm und Hellebarde gibt es nun freilich nicht mehr. Mit Burggraben und Zugbrücken ist ihr Besitztum auch nicht verwahrt, aber den Namen „Ritter“ tragen noch viele, und auch ihr Landsitz hat den Namen „Rittergut“ behalten.

Nun, auf solch einem friedlichen Rittergute bin ich gewesen, davon will ich euch erzählen.

Das Herrenhaus, das früher Schloß genannt ward, steht umschattet von hohen Linden, so daß man von demselben aus den ganzen Wirtschaftshof mit allen seinen Ställen und Gebäuden übersehen und beaufsichtigen kann. Dicke Mauern umgeben den ganzen Herrenhof, zu dem drei Tore führen, die abends geschlossen und morgens geöffnet werden von einem dazu angestellten Hofmeister, der dicht am Tor seine Wohnung hat und überhaupt die Aufsicht führt über die äußere Ordnung und Sauberkeit des Wirtschaftshofes. Hinter dem Herrenhause ist der große Garten mit schönem Rasen,

prachtvollen Wald- und Fruchtbäumen, einem großen Teiche und vielen Blumenbeeten, Lauben und Ruheplätzchen, zur Freude und Erholung der Bewohner. Links vor dem Hause ist die Wohnung des Verwalters, der alle Arbeiten anzuordnen und zu beaufsichtigen hat; an dieselbe reihen sich die verschiedenen Stallungen. Der erste Stall gehört dem Jungvieh; in demselben waren vierundzwanzig junge, noch nicht ausgewachsene Kühe, die noch keine Milch geben. Zu denen kommt der Stalljunge morgens früh, öffnet die Stalltür, und mit „Hoo!“ und „Haa!“ werden sie hinausgetrieben auf die frische Weide; da tummeln sie sich und fressen nach Herzenslust, werden mittags zur Tränke und abends wieder in den schützenden Stall gebracht; dabei werden sie groß und kräftig und wachsen dem großen Kuhstall entgegen.

Im nächsten Stalle wohnten zwanzig starke Ackerpferde, die nötig sind, um mit Pflug und Egge das Land zu bearbeiten und im Herbst die geernteten Schätze in die Scheune zu bringen. In einem abgetheilten Eckchen stand das stolze Reitpferd des Gutsbesizers, daneben ein Paar Wagenpferde, die der Herrschaft dienen, wenn sie einmal über Land fahren will. Zuweilen werden im Stalle auch kleine Fohlen oder Füllen geboren; die haben einen großen, extra mit Eisendraht umzäunten Platz, wo sie im Laufen, Jagen und Springen ihre Glieder üben, daß sie hübsch schlank und gewandt sich bewegen lernen. Leider waren keine Füllen da, als ich auf dem Gute war, sonst wollte ich euch noch mehr von ihren lustigen Spielen und Sprüngen erzählen, ich habe es immer so gern gesehen. An den Pferdestall stößt die Wagenremise, in der auch die schön gepuzten Geschirre der Pferde an den Wänden hängen. Dann kommen wir zu dem gewaltigen Kuhstall mit seiner schönen Einrichtung. In sechs Reihen stehen dort sechsundfünfzig Kühe und drei Zugochsen. Immer zwei Reihen stehen mit dem Gesicht gegen-

einander gewendet, damit sie sich doch etwas unterhalten können. Ein erhöhter Weg führt in dem Stall ringsherum, und immer zwischen den Reihen hin, so daß man zu jeder Kuh kommen kann, ohne in den Schmutz zu treten. Mitten zwischen den Kühen steht der König des Stalles, der große Stier, an schwerer, eiserner Kette, mit einem Ring durch die Nase, damit er gezügelt werden kann, wenn er einmal wild und böse werden will; er ist sehr zornig von Natur. Jedesmal, wenn ich in den Stall kam, warf er den Kopf rasch herum und brummte mit sehr verdrießlicher Stimme. Einmal, als er gerade gemüthlich wiederkäuend im Stalle lag, sprang er bei meinem Eintritt so rasch auf seine Beine, daß ich erschrocken zurückfuhr. Dreimal am Tage werden die Kühe gemolken; dabei sind sechs Mägde beschäftigt, und die Knechte füllen unterdessen die Tränkrinnen mit Wasser, jedesmal mit sechzig bis siebzig Eimern. Die Gutsfrau oder die Wirtschaftlerin sind dann immer gegenwärtig und achten darauf, daß die Arbeit in größter Stille und Sauberkeit getan werde. Sie gehen dann auf den erhöhten Wegen mit ihrem Strickzeug zwischen den Tieren umher, offenbar zur Freude der Tiere, die ihnen den Kopf zuwenden, nach ihnen auslecken, wie der Hund nach seinem Herrn, und durch freundliches, leises Brummen ihr Wohlbehagen zeigen, wenn sie angeredet, geklopft und gestreichelt werden. Denkt nur, der große wilde Stier legt seinen Kopf ganz still seitwärts auf die Tränkrinne, um sich von seiner Herrin liebkosen und streicheln zu lassen. Mitten im Stalle steht ein großes Milchgefäß auf einem Rollwagen; dahinein wird jedesmal die Milch gegossen, wenn eine Kuh gemolken ist, daneben steht ein großer Eimer mit Wasser, darin müssen sich die Mägde nach dem Melken einer jeden Kuh die Hände waschen und an dem daneben hängenden Handtuch trocknen. Alle Milch wird dann zur nächsten Stadt gefahren und

dort verkauft; was etwa nachbleibt, wird im Hausstande verbraucht und verbuttert. Ich sagte euch, kleine Füllen habe ich nicht zu sehen bekommen; aber drei kleine Kälbchen wurden geboren in der Zeit, als ich dort war: eins war schwarz, eins weiß und eins bunt. Da war es nun wirklich lieblich anzusehen, wie die alte Kuh sich an dem jungen Tierchen freute. Immer bückte sie sich wieder tief nieder, sah es ganz lange an und dann leckte sie es über den ganzen Rücken; wenn es saugen wollte, zog sie den einen Fuß so sorgfältig weg, als sei sie bange, es zu treten, und sah sich sehr oft danach um. Und nicht allein die Kuh, die es geboren hat, freut sich dann, auch die nebenstehende Kuh leckt und liebkost das kleine Kälbchen, und wenn es dann nach vier Wochen so groß geworden ist, daß es dem Schlachter verkauft und der Alten fortgenommen wird, dann jammern beide mit kläglichem Gebrüll über den Verlust, die rechte Mutter hört auf zu fressen und tröstet sich gewöhnlich erst nach zwei oder drei Tagen. — Die Kühe zu erhalten kostet aber viel Geld und viel Arbeit. Als ich im September dort war, wurden täglich vier Fuder Gras für sie gemäht und ihnen vorgeworfen; das verzehrten sie alles, und die vielen hundert Fuder Heu, die auf dem Felde und in den Scheunen aufgespeichert sind, reichen kaum hin, sie den Winter hindurch satt zu machen. Um den großen Stall sauber zu halten, ist morgens und abends viel Arbeit notwendig. All der Unrat ward dann auf eine große Schleife geladen, die von einem der Zugochsen ins große Düngerschauer, das vor den Ställen liegt, gezogen und dort von einem Knecht geleert wurde. War der ganze Stall rein, dann bekamen die Tiere frische Streu, dann kam noch der alte Kuhknecht und striegelte und reinigte seine Tiere, bis sie ganz blank und sauber ausahen. Das Düngerhaus müßt ihr aber ja nicht verachten; das nennt der Landmann seine Goldgrube,

denn davon soll das Land seine Fettigkeit und Kraft bekommen, damit es viel Frucht bringe.

Nun kommt endlich noch der Schweinestall; darin grunzen sechzehn große und vierundzwanzig kleine Schweine. Ich sage euch, das ist ein Quieken, Schreien und Grunzen, besonders wenn sie gefüttert werden, dabei aber ein Schmutz und ein Geruch, daß man sich Nase und Ohren zuhalten und schnell wieder davonlaufen muß. Aber freilich, wenn zu Weihnachten und Fastnacht die Schweine geschlachtet sind, wenn sie keinen Spektakel mehr machen, und silberweiß im Hofe und nachher als schön geräucherte Schinken, Speck und Würste im Keller hängen und Speise für den ganzen Winter bieten, dann muß man sagen: „Der Schweinestall ist doch wahrlich nicht zu verachten.“

Vor dem Düngerschauer, davon ich euch erzählt, stehen in gerader Linie die Pflüge, zehn an der Zahl, mit ihren blitzenden Pflugsharen; sie werden von den Pferden auf den Acker gezogen, um die Erde aufzureißen; daneben stehen, aufeinandergestellt, zwanzig Eggen, mit denen die aufgelockerte Erde wieder geebnet werden soll, um den Samen zu empfangen und zu bedecken.

Nun gehen wir rechts am Herrenhause vorüber. Da fällt uns zuerst ins Auge das etwas erhöht liegende Kirchlein, von dessen kleinem Turm am Sonnabend das fröhliche Beiern das Ende der Werkstage und das Kommen des Sonntags verkündet; und dessen ernsteres, tieferes Geläute am Sonntagmorgen die Dörfler ruft, daß sie kommen sollen, sich Seelenspeise zu holen für die Neubegonnene Woche. Da strömt es denn auch am Sonntag durch die weit geöffneten Pforten des Herrenhofes hin zum Gotteshause, um sich segnen zu lassen. Da führt der Weg die Hofleute zuerst an den Scheunen vorüber, worin der Segen der Felder, soviel sie bergen können, aufbewahrt, gedroschen, gereinigt und zur Mühle

bereitet wird, diese rufen dem Kirchgänger zu: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.“ Dann kommen sie beim Wagenschauer vorbei, in dessen zehn weiten Hallen zehn große Ackerwagen stehen, die den Segen vom Felde holen, wenn der liebe Herrgott nicht allein alles hat wachsen und gedeihen lassen, sondern nun auch den Wolken gebietet, daß sie den Regen halten, und Wind und Sonne sendet, daß sie den Reichtum, der auf dem Felde liegt, trocknen, damit er eingebracht werden kann. Da ruft's allen Kirchgängern zu: „An Gottes Segen ist alles gelegen.“ Ehe sie ins Gotteshaus gehen, schauen sie noch vor sich den Schafstall mit seinen tausend Insassen, die ihrem Hirten so still und willig folgen, nicht zweifelnd, er werde sie führen, schützen und behüten. Da muß man des David gedenken und mit ihm sprechen lernen: „Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue, und führet mich zum frischen Wasser.“ Schaut der Kirchgänger noch ein bißchen weiter ins Grüne, da sieht er den Gemüse- und Fruchtgarten und mitten drin das Backhaus, das alle Gutsbewohner mit dem leiblichen Brot versorgt. Am Sonntag ist da aber nichts zu tun, und die stille Ruhe predigt:

„Es kann das leiblich Brot allein  
nicht unsre ganze Nahrung sein,  
speiß uns, o Herr, mit deinem Wort,  
daß wir satt werden hier und dort.“

Wenn nur alle Kirchgänger mit diesem aufrichtigen Gebet ins Gotteshaus träten, da würde der Segen auch nicht fehlen. Sie werden nicht an der Erde kleben bleiben mit ihren Gedanken, sondern auffliegen mit Flügeln wie die Adler. — Daran können

sie auch erinnert werden durch all das Geflügel, das, zwischen Kirche und Schafhaus seine behagliche Wohnung hat.

Parterre finden wir die Enten und Gänse. In der ersten Etage, zu der die Treppe außen am Hause hinaufführt, wohnt der stattliche bunte Hahn mit weißem Schweif und alle seine Hennen und Hühner; rechts und links in derselben Wohnung logieren sechs bis acht Truthühner, regiert von dem großen Puter, der sich gerne überall recht breit macht. Auf dem Boden sind die Tauben, die brauchen keine Treppe, sondern schwingen sich frei hinauf in ihre Behausung; und während sie die Kirchgänger erinnern: „Seid ohne Falsch, wie die Tauben,“ setzt die Glucke noch hinzu: Laßt euch sammeln unter Jesu Flügel, wie sich die Küchlein unter meine Flügel sammeln. Für die Glucke und ihre Kleinen ist auch gar hübsch gesorgt. Sie haben unten im Stall ein eigenes, stilles Bruthäuschen, drin sie ganz ungestört auf ihren Eiern sitzen, bis die Küchlein ausgekrochen sind. Von da können sie durch ein kleines Hintertürchen in den dicht verzäunten Kückengarten kommen, da können die Glucken ihre Kleinen ungestört hegen, pflegen und füttern, und werden von dem anderen Federvieh, das oft recht grob ist, nicht gestört. Gewöhnlich glucken nun mehrere Hennen zugleich: wenn eine von diesen sehr fleißig ist und wieder oben in der Wohnung Eier legen will, dann geht sie getrost davon und läßt die kleinen Kücken im Stiche. Aber die sind darum nicht verlassen, eine der anderen Glucken erbarmt sich ihrer, breitet ihre Flügel um so weiter aus und nimmt die kleinen Waisen mit unter ihren Schutz. Ist das nicht schön von ihnen? Das andere Federvieh hat's auch sehr gut. Der ganze Wirtschaftshof ist ihr Revier. Wenn sie morgens ihre Eier abgegeben haben, werden ihnen die Türen aufgetan, und dann geht's mit lautem Gegacker und Geschnatter hinaus ins

Freie, auf den Hof, ins Gras, auf den Dünger, in den Teich. Ein jedes läuft, wohin es will. Der Garten ist aber den Hühnern verschlossen, weil sie gar zu unbescheiden sind und alle Beete zerkrachen. Kommt morgens die Gutsfrau oder die Wirtschaftlerin auf den Hof, mit dem Futterkorb am Arm, und ruft: „Tuck! tuck! tuck!“, dann solltet ihr sehen, wie das Federvieh von allen Seiten herbeistürzt: voran der Hahn mit gespreizten Flügeln und dem lauten Ruf: kuck, kuck, kuck. Um ihn her und hinter ihm kommen alle Hennen und Hühnchen gelaufen, und eins reißt die Beinchen noch weiter auseinander als das andere. Jedes will das erste sein, und eins reißt dem anderen den erhaschten Bissen aus dem Schnabel, als hätten sie seit vierundzwanzig Stunden nichts bekommen. Endlich merkt's hinten auf dem Hofe auch der langbeinige Puter, er drängt sich mit seinen Truthennen und Hühnchen hochmütig nach vorne, laut kollernd, als müsse alles vor ihm weichen; er kommt auch dreist so nah, daß die Hausfrau sich vor ihm in acht nehmen muß. Am liebsten nähme er ihr ein ganzes Brot aus der Hand oder aus dem Korbe. Zuletzt kommen noch, laut schnatternd, die Gänse und Enten vom Teiche daher gewackelt und möchten ihr Teil haben, was ihnen dann auch gegeben wird. Von den Enten muß ich noch eine kleine Geschichte erzählen, die sich in diesem Sommer ereignet hat. Ich sagte euch ja schon, die Hühner dürfen nicht in den Garten, weil sie so vieles darin verderben; aber den Enten ist es erlaubt, daß sie mit ihrem Wickelwackelschwänzchen mit lautem Geschnatter durch den Garten zum Teich gehen. Die niedrige Hecke übersiegen sie und fressen dann unterwegs höchstens ein bißchen Gras oder einen Regenwurm, das können sie gerne tun. Haben sie sich genug auf dem Wasser vergnügt, dann gehen sie beim Dunkelwerden ganz sittig zu Stall und bleiben dort, bis sie morgens ihre Eier abgegeben haben.

Ihr Anführer ist der Enterich. Das ist ein stolzes Tier und sieht ganz königlich aus. Kopf, Hals und Flügel schillern in glänzendem Blau und Grün. Bauch und Brust sind weiß, und auf dem Kopfe hat er eine dicke, weiße Federhaube, wie eine Krone. Die Enten schnattern alle um ihn herum, aber eine weiße, mit bräunlichen Brustfedern, ist offenbar sein Liebling, die hat er immer an seiner Seite. Als nun im Sommer die ganz warmen Tage waren, da gefiel's den Enten so wohl, auf dem weichen, kühlen Wasser sich zu schaukeln und zu wiegen, daß sie sich nicht davon trennen konnten, und als es dunkelte, da steckten sie ihren Schnabel in die Flügel und schliefen ganz süß in ihrem Wasserbett. Aber wie wird's mit den Eiern? Darum zu Stall zu gehen, dünkt sie unbequem und — ob der Enterich ihnen den Rat gegeben hat, oder ob sie sich das selbst ausgedacht haben, ich weiß es nicht (aber ich glaube, der Enterich hat etwas sozialdemokratische Gesinnung; man sieht das an seiner hochgetragenen Federhaube), kurz, die Enten denken: „Was gehen uns die Menschen an? Das ganze Jahr legen wir unsere Eier gehorsam in den Stall, während dieser kurzen, warmen Sommertage können sie sich einmal anstrengen und sie im Gras und Gebüsch suchen, und findet sie einmal einer, dem sie nicht zugedacht sind, so ist's auch kein Unglück.“ Die Wirtschafterin war freilich gar nicht derselben Meinung und freute sich, als die kühleren Nächte die Enten wieder in den warmen Stall lockten. Aber was geschieht? Der Enterich läßt seine ganze Entenschar zum Stall wackeln, nur er bleibt mit seiner weißen Ente auf dem Teiche. Man ruft, man lockt, man jagt, aber umsonst, er schreit dagegen an: „Ich doh dat nu nich, un ick doh dat nu doch nich.“

Die weiße Ente war eine fleißige Eierlegerin, darum bedauerte die Wirtschafterin das sehr, und auf ihren Wunsch machte sich der

Gärtner ein Floß, um auf die beiden Tiere förmlich Jagd zu machen. Er brachte es auch dahin, daß sie vom Wasser in den Garten gejagt wurden. Aber was half's? Ehe er sich's versah, spannten sie ihre Flügel auf und flogen zum Teiche zurück. Er mußte die Arbeit aufgeben.

Nach einiger Zeit — siehe, da war der Enterich wieder im Stall, aber die weiße Ente nicht. Man suchte, man forschte, aber umsonst, sie war fort. Ob gestohlen? ob gestorben? man erfuhr es nicht. Eines Morgens nun arbeitet der Gärtner mit seinem Gehilfen im Garten in der Nähe des Teiches. Plötzlich hören sie ein Flügelschlagen. Da kommt der Enterich geflogen, läßt sich mitten im Teiche nieder und ruft mit lauter Stimme. Sofort kommt aus dichtem Gebüsch die weiße Ente, gesellt sich zu ihm, schwimmt, wie im lebhaftesten Gespräch, einige Male im Teiche hin und her, frißt dabei, was sie nur fressen kann und verschwindet wieder. Der Enterich spannt die Flügel auf und fliegt zum Stalle zurück. Dies Schauspiel wiederholt sich Tag für Tag, aber es gelingt nicht, den geheimen Schlupfwinkel der Ente ausfindig zu machen. Eines Morgens muß der Enterich länger als gewöhnlich auf sein Weibchen warten. Endlich erscheint sie, und ein feines Piepen läßt sich um sie her hören; denn sie kommt mit neun kleinen goldgelben Entchen und präsentiert sie dem glücklichen Vater. Die kleinen Dinger aber schwimmen, tauchen und schnabelieren, daß es eine Lust ist, es anzusehen. Nun war's nicht schwer, das versteckte Nest zu finden, denn es ging schon ein Weilchen hin, bis die ganze Familie wieder zu Hause war; man mußte sich aber wundern, wie sie in so tiefem, dichtem Gebüsch, von großen Blättern verdeckt, dies stille Ruheplätzchen gefunden hatte. Sie wurden nun natürlich alle abgeholt und im Stall einlogiert.

Nun muß ich aber noch von den großen Scheunen und Böden

berichten und von dem Erntesegen, den sie bergen. Als ich die liebe Gutsherrschaft besuchte, da war das erste Heu, der Roggen, Weizen und Hafer schon geerntet und wartete auf Hände, die es dreschen sollten. Die Scheunen konnten den Segen aber lange nicht fassen. Ein großer Teil stand in großen Diemen oder Dimmen, wie sie es dort nannten, auf dem Felde; jeder Diemen hielt ca. vierundzwanzig Fuder. Die Leute waren jetzt beim Einholen des Grumt; das ist das zweite Heu, das wir gewöhnlich Nachmahd nennen. Damit wird der Erntekranz gebracht, der von den Landmädchen gar künstlich gewunden wird; denn nicht allein Roggen, Weizen und Heu wird hineingewunden, sondern auch Wurzeln, Rüben, Äpfel, Birnen, Pflaumen, kurz, alle Feld- und Gartenfrüchte lugen zwischen den vielen Blumen heraus, und lange bunte Bänder umflattern das Ganze. Das Bringen des Kranzes ist ein ganz bewegliches Fest fürs Herrenhaus und geschieht womöglich in der Woche vor dem kirchlichen Erntefest. Der Tag wird möglichst geheim gehalten. Doch spürt man schon am frühen Morgen etwas Ungewöhnliches am Eilen und Laufen und geschäftigen Treiben der Leute, die sich keine Zeit zum Essen und Trinken lassen, sondern viel eifriger als sonst zur Arbeit eilen. Diesmal war's 8<sup>1/2</sup> Uhr abends und schon finster geworden, als fernes Singen ihr Kommen ankündigte. Laternen und Lampen wurden schnell angezündet, und herein schwankte durchs weit geöffnete Tor der hochbeladene Wagen, auf welchem die Schnitter und Schnitterinnen saßen, den Erntekranz hochhaltend. Sie fuhren bis dicht vors Haus, und dann kletterte alles vom Wagen herunter. Vier Mädchen brachten der Herrschaft den Erntekranz, und eine von ihnen sprach ein langes Gedicht, enthaltend den Dank für den Segen und die bei der Arbeit erfahrene Hilfe und Bewahrung vor Schaden, und Bitte um Abwendung aller Gefahr, wodurch

der Segen wieder könne genommen werden. Dann sammelte sich alles um den Erntewagen, und wir stimmten im vollen Chor den Gesang an: „Bis hierher hat uns Gott gebracht durch seine große Güte“. Der Gutsherr hielt dann eine Ansprache an die Arbeiter, daran er ein Dank- und Bittgebet knüpfte, und der allgemeine Gesang: „Nun danket alle Gott“ schloß die kleine Feier. Die Pferde zogen den Wagen dann ins Wagenschauer, und die Mädchen, die den Kranz gebracht, bekamen jedes eine Schürze zum Geschenk.

Sind nun vier bis sechs Wochen später Kartoffeln, Runkeln, Rüben usw. auch aus der Erde in Verwahrsam gebracht, dann folgt noch für alle Arbeiter die Erntemahlzeit und der Erntetanz. Der große Boden über dem Wagenschauer wird einigermaßen gesäubert, dort ein Tisch gedeckt für sechsunddreißig bis vierzig Personen, und nachdem sich alle Knechte, Mägde und Tagelöhner dort an Speise und Trank gütlich getan, wird alles an die Seite geräumt; es erscheint ein Musikchor, und dann wird getanzt, so lange die Beine springen mögen. Die Gutsherrschaft darf bei diesem Feste auch nicht fehlen, damit einerseits die Freude erhöht, andererseits aber auch die Aufsicht da sei, daß alles ordentlich und sitzsam zugehe.

Zugleich mit der Ernte hat aber auch das Wiederbestellen der Felder begonnen, und jeden Morgen ziehen die Ackerpferde mit Pflug und Egge hinaus aufs Feld, und aus dem vorgebundenen Sack streut der Landmann mit geschickter Hand das Saatkorn in die Furchen. In der Scheune ertönt im regelmäßigen Takt das Klipp — klapp, klapp, klapp, klapp, Klipp — klapp, klapp, klapp, klapp. Immer ein Hauptschlag und vier Nachschläge! und wenn ich die fünf Dreschflügel so durch die Luft fliegen sah, da schien's mir immer, als müsse einer dem anderen gar leicht den Kopf zerschlagen, aber es ging immer gut und oft unter fröhlichem

Gefang. Ist's geschähen, dann wird das Stroh davon genommen, das Korn zusammengefegt und dann gesichtet, daß die Spreu rechts und links zum Scheunentor hinausfliegt. Das mehrmals gesichtete Korn aber wird in Säcke gefüllt und als mühsam erworbener Reichtum des Gutsherrn in die Scheune gesammelt.

Dabei wollen wir an das ernste Wort des Johannes denken, das er in seiner Bußpredigt, Matthäi 3, vom Herrn Jesu spricht: „Er hat seine Worsschaukel in der Hand. Er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheune sammeln, aber die Spreu wird er verbrennen mit ewigem Feuer.“ — Der Weizen sind alle, die ihm angehören, die Spreu sind die Weltkinder, die nichts vom Heiland wissen wollen. Der Herr helfe, daß wir alle als guter Weizen in seine himmlische Scheune gesammelt werden. Amen.

Als ich nun alles gesehen und erfragt und mich daran gefreut hatte, bin ich wieder nach Hause gereist, um euch alles zu erzählen. Nun freuet euch daran und behaltet es schön.

Zum Schluß will ich noch das Erntelied beifügen, welches mir die freundliche Gutsfrau aufgeschrieben hat:

„Einen schönen guten Abend bringe ich gern  
all den lieben Damen und Herrn;  
ich präsentiere hier einen Erntekranz,  
der gewachsen ist auf Ihrem Land.  
Sie haben angewandt viel Mühe und Fleiß,  
der Herr schenke Segen Ihrem Schweiß;  
drum wollen wir ihn auch bitten und flehn,  
daß er die Scheunen vor Feuer und Gefahr lasse stehn.  
Nun gottlob! es ist vollbracht,  
er hat alles wohl gemacht.“

se



#### 4. Wo ist Mariechen?

**W**enn man am Sonnabend durch die Straßen der Stadt geht, sieht man, wie da an den Häusern gepußt, geschmückt, gescheuert wird bis in die Nacht hinein mit einem Eifer, daß man sich nur hüten muß, nicht urplötzlich einen ganzen Eimer Wasser über die Füße zu bekommen. Es soll ja alles am Sonntag glänzen. Das wäre ja auch schon gut, wenn's nur alles den rechten Grund hätte. Gehst du aber Sonntags morgens denselben Weg, da wirst du aus den glänzend gepußten Fenstern alle möglichen schön aufgezierten Kauffachen heraussehen sehen, die Vorübergehenden einzuladen: „Heute habt ihr Zeit, kommt nun und kauft, wir schmücken uns wohl zum

Sonntag, aber wir feiern keinen Sonntag dadurch, daß wir zur Kirche gehen, Gottes Wort hören und ruhen von der Werktagsmühe." Nur hier und da werdet ihr festverschlossene Fensterläden sehen. Was sagen die? „Wir haben noch einen Sonntag, und mögen nicht hinaussehen in die Sonntagsentheiligung des großen Hausens; wir feiern den Tag des Herrn.“

Wie so ganz anders ist es doch auf dem Lande, wo noch das einfältige Christentum eine Macht ist. Da wird auch am letzten Wochentag den ganzen Morgen viel und schneller gearbeitet, als an den anderen Tagen, aber an allem merkt man: es ist der Sonnabend, der Abend vor dem Sonntag; und so, wie man beim klaren Untergang der Sonne sich schon des folgenden heiteren Tages in Erwartung freut, so erzählt der Sonnabend, und sonderlich wenn der Mittag vorüber ist: „Der liebe Sonntag ist vor der Tür, schmücke Leib und Seele, Haus und Hof, um den Segen zu empfangen, der dir bereitet ist.“ Wenn's ein Uhr ist, da geht der Küster zur Kirche, steigt die schmale Treppe im Turm, der entweder auf der Kirche oder daneben steht, hinauf, und fängt an zu beiern, nicht zu läuten mit den großen Glocken, die am Sonntagmorgen so feierlich ihr: „Kommt zur Kirche, kommt zur Kirche!“ ins Dorf, und oft weit darüber hinaus, rufen, — nein, der Küster zieht die kleinen Glocken an, die mit ihrem so fröhlich klingenden Bim, bim, bim, bim, bim, was immer von kleinen Pausen unterbrochen wird, mit den Kindern, die fröhlich springend aus der Schule kommen und die Hände klatschen, zu rufen scheinen: „Morgen is Sündag! morgen is Sündag!“ Die Hausfrau hat dann ihr Haus schon rein. Geschirr und Fenster sind blank gepußt, die große Diele ist rein gefegt und schön eben mit weißem Sand bestreut. Die Viehmagd schaut sich noch einmal im reingescheuerten Stalle um, ob auch nichts

vergeffen, nichts liegen geblieben sei, ob die Kühe hübsch blank sind, und alle notwendige Sonntagsarbeit vorbereitet ist. Der Knecht hat in der Scheune alles an die Seite gepackt, die Lehmdiele gefegt, und ist noch dabei, mit seinem großen Besen den Hof sauber zu fegen, daß er fast einem Saale gleicht. Ist alle Arbeit fertig, da geht jeder in sein Kämmerchen und säubert sich selbst vom Kopfe bis zu den Füßen, um gleichsam schon im halben Sonntagschmuck beim gemeinsamen Abendbrot und dann folgender Abendandacht zu erscheinen.

So war's auch in einem Dorfe mitten in der Heide. Der Küster hatte längst gebeiert, die Arbeit war getan. Auf der Bank vorm Hause saß der Landmann mit seiner Pfeife, neben ihm sein Weibchen mit einem großen wollenen Strickstrumpf, der noch vor Abend sein Ende erreichen sollte. Die Tante und die alten Eltern, die oben im Hause ihr Altenteil haben, sind auch dazu gekommen, und die beiden Kinder, Dietrich und Mariechen, spielen bei ihnen herum. Dietrich, ein stämmiger Bursch von sechs Jahren. Mariechen, die Großvater wohl sein Blizmäddchen zu nennen pflegte, ist vier Jahre alt, klein und zart, aber flink und gewandt wie ein Eichhörnchen und ebenso im Reden, Denken und Handeln. Sie ist des ganzen Hauses Liebling und Spaßvogel.

Es war ein wunderschöner stiller Abend, und der Hausvater freute sich dankbar seiner lieblichen Heimat. Das Dorf war auch schön. Es war dicht von Gehölz umgeben, und hindurch schlängelte sich ein kleines Fließchen, das sich's bewußt schien, daß es der trocknen Heide Frische und Leben gab, denn eine Welle übersprudelte die andere im raschen Lauf, daß es wie feines Klingen tönte, wenn man in die Nähe kam. Im Frühjahr konnte aber das Wasser mehr als zu wild werden, da trat

es oftmals aus seinem Bett, überschwemmte die Wiesen und ließ einen Sand zurück, der das Gras für das Vieh ungenießbar machte. Da die Brücke zu solcher Zeit auch überschwemmt und für Fußgänger nicht zu passieren ist, so war an der einen Seite derselben ein drei Fuß höherer Steg eingerichtet, damit die Kirchgänger, die jenseits des Wassers wohnten, zum Gotteshause kommen konnten. — Eine üppige Vegetation war freilich nicht da, der Boden war zu mager, doch nährte er seinen Mann. Eichen- und Buchenholz fand sich auch nicht viel, aber desto schönere Tannen, deren Zweige sich bis auf den Boden senkten und deren Spitzen sich turmhoch erhoben; dazwischen leuchteten die lichtgrünen Birken mit ihren schneeweißen Stämmen, und den Waldgrund bedeckten blaue Bickbeeren und später brennend rote Kronsbeeren.

Es war im August. Der Hafer stand in Hocken, die Tannen warfen schon lange Schatten. Die Hausmutter war ins Haus gegangen, das Abendbrot zu bereiten, und die beiden Kinder jagten umher, bald im Garten, bald im Hause, bald auf der Landstraße. Die Alten sprachen von der Ernte und vom Ertrag des Holzes, und alles war Friede und Freude. Als es später wurde, sagten die Alten gute Nacht und gingen hinauf in ihre Behausung. Der Hausvater wunderte sich des Ausbleibens seiner Frau, denn es war Abendbrotszeit. Sie war schon mehrmals gekommen und gegangen in einer Unruhe, die ihm aber weiter nicht aufgefallen war. Endlich hieß es, das Abendbrot ist bereit, und alle sammelten sich. „Wo ist denn Mariechen?“ fragte der Vater. „De speelt wol noch in Gaarn!“ sagte Dietrich. „Dann hol sie!“ heißt es. Er geht, kommt aber wieder mit dem Bescheid: „Da is se nich!“ — Nun ist's ja nichts Ungewöhnliches, daß Dorf-kinder einmal hier oder da die Zeit verspielen. Das Abendbrot ist verzehrt, man hat gedankt, und sie wollen sich zur Abend-

andacht sammeln. Da tritt die Mutter, die immer ab- und zugegangen, vor und sagt mit erregter Stimme: „Ach, ich kann es nun nicht länger aushalten, unser Mariechen ist fort, ich suche sie schon seit länger als einer Stunde, aber sie ist nirgends zu finden.“ „Frau,“ sagte der Mann, „sorge doch nur nicht, sie wird wohl oben bei den Großeltern sich ihr Abendbrot geholt haben.“ „Ach,“ sagte die Mutter, „überall bin ich schon gewesen. Oben bei den Alten, auf dem Boden, in der Knechtstammer, in den Ställen, beim Nachbar, in der Brennerie, ich weiß keinen Ort mehr, keiner hat das Kind gesehen. Ach, mein süßes Mariechen! Wenn sie nur nicht dem Fluß zu nah gekommen und hineingefallen ist.“ „Nun, Mutter, denk nur nicht gleich das Schlimmste,“ tröstete der Vater, „komm, wir wollen alle suchen gehen, vielleicht ist sie ins Holz gelaufen oder ins Feld zwischen die Hocken.“ „Ja,“ sagt die Mutter, „und erinnerst du nicht, daß gerade zwischen den Hocken vor zwei Jahren ein Kind so elendiglich umgekommen? Das konnten sie auch abends nicht finden, nachts kam ein starkes Gewitter mit furchtbarem Hagel und Platzregen, und am Morgen fanden sie die Kleine erstarrt und tot an einem Hocken liegend. Ach, mein klein Mariechen!“ Da kommt die Magd und erinnert, daß die Kleine den ganzen Tag soviel von der Braut mit dem schönen Kranz geplaudert, die an dem Tage Hochzeit machte, die Kleine sei ja keck und wisse den Weg, vielleicht sei sie dorthin gelaufen. Indes waren die sorgenden Großeltern und Nachbarn gekommen, die verteilten sich dann nun suchend und rufend im Felde, im Gehölz und auf dem Wege zum Hochzeitshause. Die Sonne war bereits untergegangen, es dunkelte, und ein Bote nach dem anderen kam zurück mit der hangen Frage: „Ist sie noch nicht da?“ aber nirgends eine Spur, es hatte auch niemand die Kleine laufen oder spielen sehen. Da überfiel die Mutter

noch die bange Furcht, sie könne in eins der tiefen Sandlöcher gefallen sein, die sich überall im Holz fanden, wo Bäume ausgehoben waren, da sei sie vielleicht vom Sand verschüttet, oder, weil sie nicht habe wieder herauskommen können, darin eingeschlafen. So ging sie denn mit dem Vater noch einmal ins Holz, mit der großen Laterne; sie leuchteten suchend und rufend in jedes Sandloch hinein, das sie antrafen, aber umsonst. Zu Hause wieder angekommen, tönte aus aller Munde derselbe Jammerton: „Von dem Kinde ist nirgend eine Spur zu finden!“ Der erst so getroste Vater war nun wie geknickt und starrte vor sich hin, und um ihn her die Großeltern und Nachbarn, dann ermannte er sich und sagte: „Hört, ihr Lieben, es ist Sonnabend, wir haben noch gar keine Andacht gehalten, laßt uns erst einmal den Herrn anrufen um Hilfe und Segen.“ Das fand allgemeinen Anklang. Als Tante aber ging, die Bücher zu holen, da wehrte die Mutter und sagte: „Ach, nicht singen, wer kann singen in solcher Herzensangst.“ „O gewiß, Frau,“ sagte der Vater, „können wir nicht singen: ‚Aus tiefer Not schrei ich zu dir?‘“ Tante geht und öffnet den untersten Eckschrank, darin die Bücher liegen — da — regt sich etwas darin — sie meint, es ist die Katze, aber — heraus streckt sich eine kleine Faust und ein sich reckender und streckender Arm, dem folgt ein Köpfchen mit ganz verschlafenem Gesicht, das sich in tausend Falten zieht, weil die kleinen blinzelnenden Augen das Lampenlicht nicht vertragen können. „Mariechen! Mariechen!“ so schallt's aus aller Munde im lauten Jubel. Die Mutter zieht ihr Kindchen vollends aus dem Schrank, und unter Lachen und Weinen wird die Kleine von allen Seiten geküßt und gestreichelt. Sie selbst begreift gar nicht, was denn eigentlich los ist. Erst als sie den Bruder gewahr wird, weicht der Schlaf völlig, und sie sagt mit ernstem Gesicht: „Pfui, Didel,

ik hev mi so schön verstecken, un du heft mi gar nich söcht.“  
 „Gewiß hev ik di söcht,“ erwiderte Dietrich, „aber du wärst  
 nams nich.“ „Doch,“ beteuert die Kleine, „da int Schap hev ik  
 säten, un weil du gar nich kamen büst — da bün ik inslapan!“  
 — und Mariechen lachte mit allen anderen „Aber,“ sagte der  
 hausvater, „laßt uns vor Freuden nicht noch einmal die Andacht  
 versäumen, wollen auch dabei nicht vergessen, daß Gottes Wort  
 ermahnt: Bete und arbeite, nicht aber: Arbeite und bete.  
 Wir haben unrecht getan, daß wir nicht erst Gott angerufen  
 haben und dann zum Suchen ausgegangen sind. Der Herr wolle  
 es uns vergeben. Hätten wir erst Andacht gehalten, wäre uns  
 diese stundenlange Angst und Not erspart worden, denn beim  
 Herausholen der Bücher würden wir ja gleich unser verstecktes  
 Miezchen entdeckt haben. Nun, Frau? was meinst du, was  
 wollen wir denn singen?“ „Sei Lob und Ehr dem höchsten  
 Gott!“ ruft die Mutter voll Freuden, ihr  
 Töchterchen im Arme haltend. Das ist allen  
 gerade recht. Sie wollen vier Verse singen,  
 können aber keinen Schluß finden, es müssen  
 erst alle neun Verse herausgejubelt werden.  
 Der Vater liest dann den 103. Psalm und  
 legt sein ganzes Haus und sich im brünstigen  
 Gebet an Gottes Vaterherz. Nun wollen sie  
 nach herzlicher gute Nacht auseinandergehen,  
 da ruft aber Mariechen mit einem tiefen  
 Seufzer: „Mama, ik bün aber düchdig  
 hungri.“ Das war ja sehr begreiflich,  
 hatte sie doch das ganze Abendbrot ver-  
 schlafen. Das wurde also wieder herbei-  
 geholt und verzehrt, und dann gingen alle fröhlich zu Bett.





## 5. Was ich 1813 bei der Belagerung Hamburgs erlebte.

**T**ante Lise, heut ist der achtzehnte Oktober, da mußt du uns noch etwas erzählen von der Zeit, als die Franzosen in Deutschland waren und Hamburg belagert hatten." So rufen die kleinen Neffen und Nichten, die eben von einem Abendspaziergang zurückkommen, den sie mit der Tante gemacht haben. Sie sind bei dem Denkmal der Krieger gewesen, die im Jahre 1813 in der schweren Zeit gefallen sind, als Napoleon so viel Elend über Deutschland gebracht hatte.

"Ja," sagt Tante, „was soll ich euch davon erzählen? Damals war ich ein kleiner Purzel wie jetzt der Johannes. Da merkte ich noch nichts von dem, was in der Welt vorging. Da kannte ich nur unser Haus bei der großen Michaeliskirche und höchstens ein Stückchen vom Wall; denn wenn Mutter die drei kleinen Geschwister zu hüten hatte, dann ging Vater manchmal mit seinen beiden großen Töchtern, von denen die älteste schon fünf Jahre, die zweite fast vier Jahre alt war, spazieren."

"Tante, waren denn da noch keine Franzosen in der Stadt, und waret ihr nicht bange, daß die euch was tun wollten?" fragt Ernst, der älteste Neffe.

„Das ist auch wahr,“ sagt Tante, „davon kann ich euch noch etwas erzählen. Hört nur: Auf dem Wall standen viele Schildwachen, die sahen aber ganz anders aus, als unsere ehrliche Hamburger Bürgergarde, was damals größtenteils alte, schwache, kümmerliche Leute waren; denn die jungen und kräftigen hatten mit in den Krieg ziehen müssen. Nun schilderten auf dem Wall lauter Franzosen mit blauen Jacken, roten Hosen und hohen, spitzen Mützen mit einer Feder drauf, und alles, was sie an- und aufhatten, das glänzte und glitzerte sehr. Sie hießen Douaniers und sahen immer so fröhlich und freundlich aus, daß wir uns gar nicht vor ihnen fürchteten. Einmal baten wir Vater, er solle uns einen Zweig abschneiden; denn wir wollten Jäger und Hase spielen. Da sagte Vater: ‚Ja, dann müßt ihr den Douanier um Erlaubnis bitten, ich darf hier gar nichts abschneiden.‘ Das sagte aber Vater nur aus Spaß, weil er sah, wie freundlich der Franzose uns anblickte. Vielleicht hatte er in Frankreich auch kleine Kinder, an die er dachte. Ich war bange, er würde uns totschießen und verkroch mich hinter den Vater. Aber Schwester Hannchen sagte ganz keck: ‚Ach, er tut mir nichts, ich frag’ ihn.‘ Und so stellte sie sich dicht vor ihn hin, legte das Köpfchen ein bißchen verlegen auf die Seite, sah ihn dann mit ihren lichten, blauen Augen bittend an und sagte: ‚Kann ich einen Stock kriegen?‘ Der Franzose lachte, zuckte mit den Schultern und sagte: ‚Kann nit verstah, Mädcl.‘ Nun sprach der Vater französisch mit ihm, und die beiden erzählten sich allerhand, und dann streichelte uns der Franzose und sagte: ‚Oui, oui, mes petites.‘ Da freuten wir uns, als wir hörten, das heiße: ‚Ja, ja, meine Kleinen.‘ Wir meinten freilich, wir wären ja die Großen, waren aber sehr froh, als Vater uns einen großen Zweig vom Pappelbaum abschnitt, und nun ging’s als Jäger und Hase

den Weg entlang, bis wir wieder in die Straße einbogen, wo das Wagenfahren Gefahr brachte; da mußten wir Vater anfasseln. Als wir dann nach Hause kamen, hatten wir es sehr wichtig und erzählten, daß der Douanier mit uns gesprochen und zu uns ,wi, wi, ma peti' gesagt.

Nach einiger Zeit hatte aber das Spaziergehen ein Ende. Der liebste Vater mußte verreisen, um für uns anderswo ein Unterkommen zu finden und dort ein Geschäft anzufangen, denn Hamburg wurde von den Franzosen eingeschlossen, alles Geschäft hörte auf. Geld verdienen konnte niemand, aber viel Geld ausgeben mußte ein jeder, der leben wollte, und dazu nahmen die Franzosen den armen Hamburgern Geld und Eigentum weg, soviel sie kriegen konnten. Das mußten sie tun, weil ihr Kaiser Napoleon ihnen das befohlen hatte. Mutter war oft sehr traurig und weinte viel. Dann meinten wir Kinder, sie habe wohl Kopfweh und streichelten und küßten sie, bis sie uns freundlich ansah, dann waren wir ganz vergnügt und meinten: Nun ist Mutter wieder besser. Im Hause ward viel gepackt, und das machte uns Kindern natürlich viel Freude. Nach einiger Zeit hieß es: ,Nun wollen wir weit ausfahren, und eure Puppen können mitkommen.' Ein Wagen fuhr vor, hinten eine Kalesche, und davor zwei Stühle. In der Kalesche saß Mutter mit klein Sophiechen, und Tante Luise mit Eduard auf dem Schoß. Auf dem mittelsten Stuhl saßen wir beiden Mädchen mit dem dreijährigen Bruder Fritz zwischen uns, und auf dem vordersten Stuhl der Kutscher und Onkel Franz, der uns eine Strecke Wegs begleiten sollte. Kisten und Kasten und Bündel füllten den übrigen Teil des Wagens. So ging's denn fort, zur Stadt hinaus, durch die Vorstadt und auf die Landstraße. Eisenbahnen gab's damals noch nicht. Mit der Post reisen mit solch kleinem Kindergekrabbel,

das ging auch nicht, so ging es denn ganz gemütlich im eigenen Wagen langsam vorwärts. Alle zwei Stunden ward angehalten, dann wurden die Pferde gefüttert, und wir Kinder bekamen etwas Milch zu dem Brot, das Mutter in einer großen blanken Dose mitgenommen. So kamen wir denn gegen Abend in Boitzenburg an, wo wir übernachteten. Am anderen Tage ging's weiter. Wir wollten nach Berlin, das war damals eine sehr weite Reise, und wir brauchten fünf Tage, um hinzukommen. Schöne harte Chausseen, auf denen die Wagen blitzeschnell dahinrollen und die Pferde manchmal im Galopp jagen, gab es damals auch noch nicht. Für gewöhnlich wateten die Pferde mühsam in tiefem Sand, die Achsen und Räder quiekten in immer gleichen Jammertönen, und wir Kinder machten es ihnen nach, immer leise und leiser, bis wir uns einer nach dem anderen hatten in den Schlaf quieken lassen. —

Abends wurde wieder eingekehrt, und da hielt es manchmal schwer, für so viele Personen Betten zu bekommen. Da mußten wir uns denn helfen, so gut wir konnten. In Perleberg gab es nur zwei Betten für uns alle, ein großes und ein kleineres. Da wurde denn aus beiden etwas Bettzeug herausgenommen, und auf vier zusammengebundenen Stühlen ein Bett für die beiden Knaben zurecht gemacht. Mutter, Tante und klein Sophiehchen bekamen das große Bett, Hannchen und ich das kleinere. Wir beide waren aber nicht gewohnt, zusammen zu schlafen, und als wir morgens aufwachten, lag ich mit einem Teil des Bettzeuges auf der Erde. Wie ich dahin gekommen, wußte ich nicht. Wahrscheinlich hatte Schwester Hannchen im Schlaf die Bettdecke und mich zum Bett herausgekugelt, ohne daß ich davon erwacht war. Wenn wir nun morgens ausfahren, dann war erst frisches Leben unter uns allen, und einer sang und erzählte noch mehr

als der andere. Ein sehr schönes Lied, das wir viel gesungen haben, und das immer mit lautem Gelächter endete, hieß:

„Der Vater schickt mich her  
für dreißig Kreuzer Schmer —  
und dreißig Kreuzer hab ich nicht,  
drum bring ich keinen Schmer.“

Das Lied fing der Onkel in tiefstem Bass an, daß wir alle einen dicken Mund machen mußten und konnten doch nicht so tief singen. War es zu Ende, dann ward es eine Terze höher (ihr müßt Mutter fragen, was eine Terze ist) wieder angefangen, zum dritten Male wieder eine Terze höher, und so immer höher, immer höher, bis der Onkel und der Kutscher nicht mehr mitkonnten, und zuletzt das geistreiche Lied im höchsten Gekreisch und lautem Lachen endete. — Dann sangen wir auch noch ein Lied nach sehr schöner Melodie, das vielleicht manche von euch kennen; das hieß:

„Tier und Menschen schliefen feste  
selbst der Hausprophete schlief,  
als ein Schwarm geschwänzter Gäste  
von den nächsten Dächern stieg.“

In dem Vorfaal eines Reichen  
stimmten sie ihr Liedlein an,  
so ein Lied, das Stein erweichen,  
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,  
schlug den Takt erbärmlich schön,  
und zwei abgelebte Kater  
quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,  
poltern, lärmen, daß es kracht —  
heulen, zischen, sprudeln, krachen,  
bis der Herr vom Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel  
in dem finstern Saal herum,  
schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,  
wirft ein Duzend Tassen um, —

Stolpert endlich über Späne,  
stürzt im Fallen auf die Uhr  
und zerbricht zwei Reihen Zähne:  
Blinder Eifer schadet nur!

Daß wir beim vierten Verse gehörige Grimassen schnitten und nach besten Kräften quiekten und schrien und zischten, könnt ihr denken. Der Kutscher kam gar nicht aus dem Lachen heraus und meinte, solch kleine fidele Kindergesellschaft habe er noch nie in seinem Reisewagen gefahren.

Am Morgen des fünften Tages kam uns der Vater entgegen. Ich erinnere mich nicht mehr, wie der Ort hieß, aber das weiß ich, es war ein schallender Jubel, als wir den Vater erblickten, nun hinunter vom Wagen und am Vater hinaufgeklettert, und wer nicht klettern konnte, der packte ihn am Bein und Knie, und Vater küßte alle eins ums andere, und keiner wollte ihn wieder loslassen, so daß Mutter mit klein Sophietchen kaum an ihn herankommen konnte. Nun ging's in die neue Wohnung an der Ecke der Spandauer- und neuen Friedrichsstraße. Das waren ganz andere Stuben als in Hamburg, viel größer und höher. Aber: „Wo ist denn der Garten?“ fragte Mutter, denn die Fenster gingen alle hinaus auf die Straße. „Ja“, sagte Vater, „kommt nur mit.“ Da ging's nun von der Stube auf die Diele, die nannten sie Hausflur, und von da auf einen großen gepflasterten Hof, von da durch ein altes Schauer, wo allerhand Gerumpel stand, und dann endlich ein kleiner Garten mit allerhand Blumen und Sträuchern, auch mit einigen kleinen Frucht bäumen.

Das gefiel Mutter aber gar nicht so gut wie in Hamburg, wo wir aus dem Wohnzimmer direkt in unser kleines Gärtchen gingen und da mit unseren Puppen oder mit Sand spielten, während Mutter im Zimmer zu tun hatte. Nun mußte immer jemand bei uns sein und uns hüten, daß wir keine dummen Streiche machten, denn wir waren doch nun einmal ein so kleines, dummes Völkchen. Einmal zum Beispiel, als wir ein Weilchen allein gewesen waren und Mutter wiederkommt, hört sie uns rufen: ‚Blumen verkaufen, schöne Blumen verkaufen!‘ Da hatten wir allen, aber auch allen Narzissen die Köpfe abgerissen und sie in unseren kleinen Wagen gepackt.

‚Aber,‘ rief Mutter, ‚man kann euch doch keinen Augenblick allein lassen, nun habt ihr ja all die hübschen Blumen totgemacht. Wenn ihr noch so dumm seid, da müßt ihr bei mir im Zimmer bleiben. Nun seht einmal, nun können wir dem Vater gar keinen hübschen Blumenstrauß in sein Arbeitszimmer stellen.‘ ‚Kann du Köpfe nich wieder annähen?‘ fragt der kleine Eduard mit sehr klugem Gesicht. ‚Ach, du kleiner Taugenichts!‘ sagt Mutter, ‚Knöpfe kann ich wohl annähen, aber Blumenköpfe, die muß der liebe Gott wachsen lassen.‘ — ‚Kann der sie denn nicht wieder annähen?‘ fragt der Kleine weiter. — ‚Der liebe Gott kann sie wieder wachsen lassen, darum müßt ihr ihn bitten, sie aber dann auch nicht wieder abreißen. Nun kommt nur in die Stube und bringt die Blumen mit, wir wollen sie in eine große Schüssel legen und ihnen zu trinken geben, damit wir uns noch lange dran freuen.‘ —

‚Können wir denn nicht die ganze Blumenschüssel zu Vater bringen, daß er sich darüber freut?‘ fragt Hannchen, die älteste von uns.

‚Ja doch,‘ sagt Mutter, ‚das wollen wir tun, nun kommt nur mit!‘ — Da wurden unsere etwas ängstlichen Gesichter wieder

fröhlich, und so ging's ins große Wohnzimmer. Kaum angelangt, rief Mutter: ‚Ach, aber das ist hübsch, guckt einmal aus!‘ — Wir kletterten schnell auf die Stühle und sahen durch die Fenster, die auf die neue Friedrichsstraße hinausgingen. Da war das große Tor von der Garnison, die unserem Hause gegenüber lag, geöffnet, und heraus marschierten in Reih und Glied in schönster Uniform lauter Soldaten, aber keine großen, sondern lauter Knaben, die hießen Kadetten, sie besuchten dort die Kadettenschule und mußten nun das Exerzieren lernen. Sie trugen die volle Soldatenkleidung mit Epauletten und Tschakos und Gewehr und Säbel, alles im kleinen, denn es waren zum Teil Knaben, die noch nicht zehn Jahre alt waren. Ein paar wirkliche, große Offiziere waren aber auch dabei, die marschierten voran und nebenher und paßten auf, daß die kleinen Soldaten Schritt hielten und nicht miteinander plauderten, denn das war nicht erlaubt. Das war nun immer eine neue sich wiederholende Freude für uns, wenn die kleinen Soldaten aus- und einzogen und Mutter rief: ‚Geschwind Kinder, die Kadetten kommen!‘ Dann liefen wir und kletterten auf die Stühle, einer noch schneller als der andere.

Als es nun wärmer wurde, mietete Vater eine kleine Wohnung außerhalb des Rosenthaler Tores, auf dem Weinberg, wo wir immer unter Mutters Augen im Freien spielen konnten. Da war ein großer Garten, darin eine Johannisbeerenallee und ein Wurzelberg, da mußten wir vorsichtig laufen, sonst fielen wir über die großen Baumwurzeln, die frei lagen. Auch war da die Schießallee, wo sich junge Leute im Scheibenschießen übten, und der Lindenplatz, wo eine Linde stand, deren Stamm so dick war, daß Vater und zwei Onkel ihn kaum umspannen konnten. Im Hofe waren Ställe mit Pferden und Kühen und Hühnern, und in einem eingehegten Platz im Garten stand ein Bienenstock mit

zwölf Körben. Dahin durften wir nicht gehen, und als ich es doch einmal getan, stach mich eine Biene, das tat sehr weh, und der Finger ward ganz dick, und ich mußte ein Ölläppchen darum legen. Mutter sagte aber: „Klage nur gar nicht, sondern sei ein andermal hübsch gehorsam und geh nicht zum Bienenstock.“

Da gab es also viel für uns Kinder zu sehen und auch zu lernen; denn wenn der Vater von der Arbeit kam, erzählte er uns, wo-



zu alles gebraucht werde, was um uns her war, und wie der liebe Gott alles so schön wachsen lasse.

Aber — von den Franzosen wolltet ihr ja etwas wissen. Ja, die ließen uns in Berlin auch nicht in Ruhe; und als wir im Winter wieder in der Stadt waren, da wurde der Krieg sogar in den Straßen geführt. Die Fensterläden mußten ganz verschlossen bleiben, weil sie unter den Fenstern schossen und mit Säbeln aufeinander losschlugen. Der liebe Gott hat uns gnädig

beschützt, aber in manche Häuser sind große Bomben hineingeflogen und haben großes Unheil angerichtet. Eines Morgens aber war alles stille. Die Franzosen hatten gemerkt, daß die Russen im Anzuge waren, da waren sie hange geworden und hatten Befehl bekommen, bei Tagesanbruch die Stadt zu verlassen. Das war eine Freude für uns alle! Nun konnten auch die Fensterläden wieder geöffnet werden, und das war für uns Kinder die größte Freude, konnten wir doch nun wieder im hellen Zimmer spielen, und Mutter sah nicht mehr so traurig aus wie bisher.

Die Russen waren aber damit nicht zufrieden, daß die Franzosen Berlin verlassen hatten, sie jagten hinterdrein, und die Preußen und Österreicher und Mecklenburger und Bayern, und wie all die deutschen Völker heißen, mit ihnen hinterdrein, hinterdrein durch Deutschland, über den Rhein und durch Frankreich bis nach Paris, da haben sie den Kaiser Napoleon gefangen genommen und haben ihn nach der Insel St. Helena gebracht, da hat er bleiben müssen, bis er gestorben ist. — Und nun ist die Geschichte aus, und die Glocke schlägt acht, nun müssen die Kinder schnell zu Bett.“

„Nein, Tante, nein!“ riefen die Kleinen, „ihr müßt ja erst wieder nach Hamburg reisen.“

„Das ist auch wahr,“ sagt Tante. „Also: Als nun alle Krieger wieder nach Hause kamen und ganz Deutschland sich des endlichen Friedens und der wiedergeschenkten Freiheit freute, da hieß es auch in unserem Hause: ‚Nun wollen wir wieder nach Hamburg reisen zu Großvater und Großmutter und zu den lieben Onkels und Tanten, von denen Mutter uns so oft erzählt hat.‘ Das war eine Freude und ein Jubel bei uns Kindern, und Vater und Mutter freuten sich nicht weniger.

Da kam denn eines Morgens wieder ein großer Wagen

vors Haus gefahren, drin setzten sich die Mutter mit der kleinen Minna auf dem Schoß, die in Berlin geboren war, und Tante mit Sophiechen daneben, und auf dem Stuhl davor Vater mit uns beiden Mädchen, und die beiden Knaben saßen beim Kutscher, und das war noch dazu ein Postillion mit einem blanken Posthorn. Der blies uns ein Lied über das andere, und wenn er aufhörte zu blasen, dann singen wir an zu singen, und wenn wir uns müde gesungen hatten, dann ließ er wieder sein Posthorn erschallen: So wurde es eine wahre Singsangreise. Und weil wir drittelhalb Jahre in Berlin gewesen waren, so hatten wir Kinder schon mancherlei gelernt, konnten schon etwas lesen und schreiben und rechnen, das hatten wir nachmittags bei dem Vater gelernt. Vor allem aber wußten wir viele schöne Lieder, die sangen Vater und Mutter mit uns. War das Wetter schön warm, dann sangen wir: ‚Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser schönen Sommerzeit an deines Gottes Gaben.‘ Wenn’s aber kühl war, dann sangen wir: ‚Bunt sind schon die Wälder, gelb die Stoppelfelder, und der Herbst beginnt.‘ Und wenn’s dunkelte und der Mond aufging, dann sangen wir:

„Schlaf, Kindchen, schlaf,  
 der Vater hüt’t die Schaf,  
 die Mutter schüttelt’s Bäumelein,  
 da fällt herab ein Träumelein,  
 schlaf, Kindchen, schlaf!“

Und so wollen wir es nun auch machen. Seht ihr, da kommt Mutter schon mit dem Licht: Gute Nacht, gute Nacht, morgen mehr!“  
 „Aaaaach, wie schade!“





## 6. Noch eine Ferienreise.

### 1. Die frohe Botschaft.

**S**annchen, Elise, Fritz, Sophie, Minna, Rudolf, Emmi, kommt ganz schnell! Vater will uns was Schönes erzählen! Ganz was Schönes, gar kein Märchen, ganz was Wirkliches!"

So ruft Eduard hinein in Haus und Garten; und die ganze Kinderschar läuft zusammen, hin nach der Laube, wo der Vater sitzt und seine Zigarre raucht.

„Was willst du uns erzählen? Von den alten Deutschen? Von dem Seesturm? Von dem großen Franzosenkrieg? Von Hamburgs Brand?“ So fragen sie alle durcheinander.

Vater aber legt die Zigarre beiseite und ruft: „Schschschsch!! Ruhig! Erst seid einmal alle ganz still, sonst erzähle ich gar nichts.“

Alle schweigen, Eduard aber sagt: „Dann muß Emmi weggehen, die plappert immerzu.“

„Ach was — sollt man nicht,“ sagt Vater, nimmt Emmchen auf den Schoß, drückt ihr das kleine Plappermäulchen mit einem Kuß zu und fragt dann: „Kann mein Töchterchen nicht still sein?“

„Doch,“ sagt die Kleine und nickt bedeutungsvoll mit dem Köpfchen, „Emme danz stille.“ Und sie hält sich mit dem

einen Händchen den Mund fest zu. Nun beginnt Vater ganz langsam:

„Ich habe euch ja versprochen, ich wollte euch in den Schulferien ein Vergnügen machen.“

„Ahahah!“ ruft die ganze Kinderschar, aber Vater sagt: „Schschsch! Ganz stille! Hört zu, was ich euch erzähle!“ Die Kinder reiben sich die Hände und trippeln vor Freuden mit den Füßen, als Vater sagt: „Es ist jetzt so schönes Wetter, und morgen ist Tante Tonys Geburtstag, da wollen wir mit Onkel und Tante und den kleinen Vettern und Cousinen ausfahren.“

Eduard: „Ordentlich in einem Wagen?“

Vater: „Nein, auf einer Schiebekarre.“

Alle: „Nein, Vater, das ist nur Spaß! Sag es, sag es, ja?“

Vater: „Nun so ratet einmal!“

Fritz: „Auf einem Stuhlwagen?“

Vater: „Nein!“

Elise: „Omnibus?“

Vater: „Nein!“

Sophie: „Pferdebahn?“

Vater: „Nein!“

Eduard: „Ich weiß es, mit der Eisenbahn!“

Vater: „Gar nicht!“

Minna: „In ein — — Bricks oder Brecks oder wie heißt so'n Ding?“

Vater: „Nein, nein, auch nicht. Seht einmal, so geht es, ganz sachte: Sch—sch—sch—sch—.“ Dabei wiegt Vater mit den Händen hin und her.

„Ah, mit einem Schiff!“ rufen die größeren Kinder und klatschen in die Hände. „Wohin wollen wir denn fahren?“

Vater: „Das wollen wir morgen sehen. Nun bittet Mutter,

ob ihr wohl morgen euer Sonntagszeug anziehen dürft; und dann seid sehr artig und nicht so wild, und lernt euren Gesang für die Sonntagschule, denn morgen bleibt keine Zeit zum Lernen, und übermorgen ist schon Sonntag."

Fritz: „Ich weiß schon vier Verse!“

Rudolf: „Ich schon drei!“

Elise: „Ich weiß beinahe fünf!“

Sophie und Minna: „Und wir können sie schon singen bis: ‚Die Glucke führt ihr Völklein aus.‘“

Vater: „Na, schon gut! Heute abend werde ich euch ver- hören, und wer dann seine acht Verse nicht weiß — — o weh!“

Rudolf: „Aber klein Emmi braucht doch nicht mit zu lernen?“

Emmi: „Doch Emme lern auch. Hör zu! Deh — aus — — mein Herz — such Freud — in bönen Sommerzeit!“

Dafür küßt Vater das kleine Mädchen noch einmal, und nun eilen alle ins Haus; denn jeder möchte es der Mutter zu- erst erzählen.

## 2. Die Schiffahrt.

„Na, Kinder, wie steht's? Seid ihr fertig?“ So ruft der Vater am Sonnabendmorgen neun Uhr die Treppe hinauf. Und: „Wir kommen schon! Wir kommen schon!“ schallt's fröhlich her- unter, und bald erscheint die ganze Schar in Sonntagskleidern. Einer mit einer Mappe, der andere mit einem Bündel, der dritte mit einem Korbe oder einer Blechdose — kurz, jeder trägt etwas. Lene holt den Kinderwagen aus dem Schauer, legt Kissen und Decken hinein, und Mutter hat die kleine Klara auf dem Arm, die wird hineingesetzt und möglichst viel Sachen, die alle unterwegs sollen gebraucht werden, bei ihr. Da ruft Fritz: „Ach, ich meinte, wir sollten zu Schiff fahren!“

Vater: „Junge, erst müssen wir doch beim Wasser sein! Das Schiff kann doch nicht auf der Straße fahren.“

Fritz: „Müssen wir denn so weit gehen?“

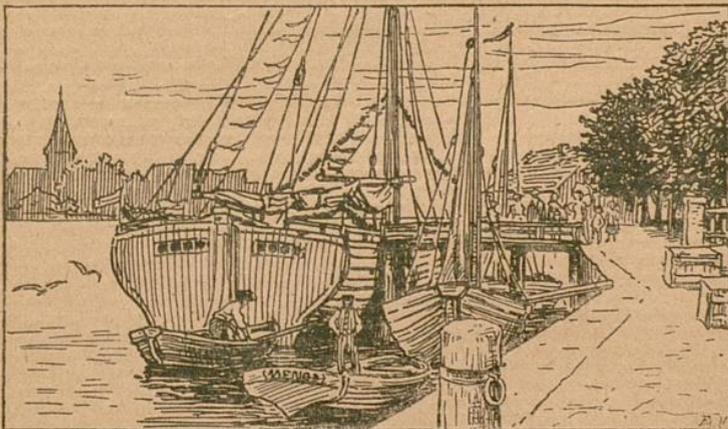
Vater: „Gewiß! Hast du nicht zwei Beine, die tüchtig laufen können? Nun, nur frisch! Du und Eduard, ihr zieht den Wagen, Hannchen und Elise schieben nach. Lene geht nebenher und paßt auf die Kleine. Rudolf nimmt Sophie und Minna bei der Hand und geht hinterher, und zuletzt kommt Emmchen zwischen Vater und Mutter. — So — nun marsch, vorwärts.“

Nach einer Viertelstunde ruft Eduard: „O, ich seh' schon das Wasser, ich seh' schon das Wasser!“ — „Und ich seh' das Schiff!“ ruft Fritz. „O, wie ist das groß!“ — „Und ich,“ ruft der Vater, „seh' Onkel Hans und Tante Tony mit Anna, Otto, Hedwig und Karl!“ Und Tante Lise und Mathilde auch!“

Nun geht es an ein Grüßen und Küssen und Glückwünschen, bis man dicht vor dem Schiffe steht. Aber, das ist ein schönes Schiff! Vater nennt es einen Torfwer. So sieht es freilich gar nicht aus. Es ist so rein geschauert wie ein Gesellschaftsjaal. Rundum sind Stöcke befestigt mit wehenden Flaggen, und von einer Flaggenstange zur anderen hängt ein schöner grüner Kranz von Eichenlaub. An der einen Seite des Schiffes steht ein Tisch, Bänke und Böcke zum Sitzen. Aller anderer Platz ist leer. Da sollen die Kinder laufen und spielen. Des Ewerführers Kinder: Hermann, Peter, Adolf und Gustav sind auch dabei. —

Als alle glücklich im Schiffe sind, stellen sich die Schiffer an ihren Ort: einer an das Steuerruder, die beiden anderen mit langen Stecken an den Rand des Schiffes; alle drei in weiten, weißen Schiffshosen und blauleinenen Jacken; und nun wird das Schiff vom Ufer weg, weiter und weiter geschoben. Erst staunen die Kinder all das Neue stumm an. Als sie aber

eine Strecke gefahren sind, und der Vater sagt: „Nun dürfen die Kinder einmal ganz laut hurra! schreien,“ da geht der Jubel los! Ein Hurra folgt dem anderen, und jedes Kind bemüht sich, noch lauter zu schreien als sein Nachbar. Am Ufer bleiben die Leute stehen, und andere kommen an die Fenster, um das bekränzte Schiff mit der kleinen jubelnden Schar dahinfahren zu sehen. Endlich ruft Vater mit lauter Stimme dazwischen: „So, nun ist's genug! Nun lauft und spielt.“ Bald darauf kommt die Tante



Luiſe und bringt einen ganzen Beutel voll hunder Bälle; die läßt ſie zwiſchen die Kinder rollen. Eduard greift einen und wirft ihn hoch in die Luft — aber o weh, er fliegt ins Waſſer und tanzt auf dem Waſſer neben dem Schiffe. Das ſieht ganz poſſierlich aus, aber wieder bekommen können ſie ihn nicht. Da ſagt Onkel Hans: „Die Gummibälle läßt den Kleinen; dieſe können ſich auf den Fußboden ſetzen und damit rollen; für die Größeren habe ich hier etwas anderes.“

Diese drängen sich um ihn, und er zeigt ihnen eine Menge Papierschiffe, die er selbst gemacht hat, jedes an einem langen Bindsfaden. Die kleine Flotte wird vorsichtig aufs Wasser gesetzt, jedes Kind bekommt einen Bindsfaden in die Hand und zieht sein Schiff mit. Ach, wie sieht das niedlich aus! Versinkt auch einmal eins, so ist das kein Unglück, Onkel macht schnell ein neues. Die Kinder dürfen aber nirgends aufsteigen, nur übergucken, und die großen Leute passen auf, daß keins sich über den Rand lehne. So vergehen schnell anderthalb Stunden. Da ruft die Mutter:

„Sind die Kinder auch schon hungrig?“

Ein lautes „Jaaaaa!“ ist die Antwort, und nun eilt alles zum Tisch. Hier steht nicht allein Brot und Butter, Milch und Bier, da steht auch ein Festkuchen mit einem Zuckerschilde, drauf steht: „Wivat Tante Tony!“ Alle Kinder recken die Hälse, um den schönen Kuchen recht sehen zu können, da stimmt Vater an — und alle falten die Hände und singen mit:

„Nun laßt uns Gott dem Herren  
dankfagen und ihn ehren  
von wegen seiner Gaben,  
die wir hier vor uns haben.

Wir bitten deine Güte,  
wollst uns doch heut behüten,  
die Großen und die Kleinen, —  
Du kannst's nicht böse meinen.“

Drauf bringt Onkel Hans zwei Flaschen Wein und sagt: „Am Geburtstag darf der Wein nicht fehlen, und die Kinder müssen auch trinken. Jedes Kind muß mit Tante Tony anstoßen, und dann dürft ihr noch einmal hurra! schreien.“

„Nein, dreimal,“ sagt Fritz, „sonst ist's nicht ordentlich.“ Das wird erlaubt und geschieht aus dem Effeff, so daß Emmchen

den Kopf zwischen die Schultern zieht und sagt: „Emme, bange, bange.“ Anna sagt freilich: „Emme nich bange, schön!“, klopft sich auf die Brust und hält ihr das Gläschen hin. Als die Kleine aber mit den Lippen den Wein berührt, schüttelt sie sich, ruft hü! und birgt ihr Gesicht in Mutters Schoß. Als das Frühstück verzehrt ist, wird wieder gespielt, gesungen, getanzt, marschirt, wozu Onkel Hans einen Marsch mit den Lippen bläst, als hätte er eine wirkliche Trompete. —

### 3. Der Wirtsgarten.

„Da sind wir!“ sagt der Vater, als zwischen zwölf und ein Uhr die Schiffer das Schiff so nahe wie möglich ans Ufer bringen.

„Jetzt nur vorsichtig, damit keiner ins Wasser fällt! Das Aussteigen ist etwas gefährlich!“ sagt Mutter, nimmt die kleine Klara auf den Arm und läßt alle Sachen, die sie mitnehmen wollen, in den Wagen packen. Es wird dann ein Brett vom Ufer auf den Rand des Schiffes gelegt. Voran Lene mit dem Kinderwagen, dann folgt Mutter, um die kleine Gesellschaft in Empfang zu nehmen; dann die größeren Kinder ein bei ein, ganz langsam, wie sie fortwährend ermahnt werden, dann die kleineren, teils an der Hand, teils auf dem Arm von Vater, Onkel und Tanten. Als alle an Land sind, wird noch einmal hurra! gerufen, und dann strömt die ganze Schar hinein in den schönen Garten. O, wie ist die Luft so frisch und so rein, der Himmel so blau, die Sonne so strahlend, die Bäume so hoch, die Blumen so duftend! Nein, es ist zu schön! Und wie läßt sich's hier spielen mit Bällen und Kreisel und Ringspiel und Haschen, und: „Vater, ich steh auf einem Berg“ — und Sinkenstein — und wie die Spiele alle heißen: Eines schöner als das andere. —

Rechts von dem großen Rasen, darauf die Kinder so herr-

lich spielen, stehen sechs hohe Buchen, und darunter ist's so schattig und einladend, als wäre es ein großer Festsaal. Als nun die Mittagszeit herankommt, holen die Tanten eine Menge Tische zusammen, setzen sie aneinander, daß es eine ganz lange Tafel wird, breiten ein schönes, weißes Tuch darüber, das sie mitgebracht haben, und der Wirt bringt Teller, Messer und Gabeln und Löffel, soviel sie brauchen und haben wollen, auch Gläser. — Aber Mutter sagt: „Zehn sind genug, wir trinken in die Runde, die Kleinen möchten sonst leicht ein Glas zerbrechen, die brauchen keins.“ — Als die Uhr drei schlägt, ist alles fertig, und die kleine Kindergesellschaft wird zusammengetrommelt. Alle setzen sich um den Tisch, die Großen zwischen den Kleinen. Der Vater spricht das Tischgebet, und dann kommt der Wirt und setzt eine große Schale mit Milch auf den Tisch, und darauf ist eine ganze Wolke von Eierschaum, sogar mit Zucker und Kaneel bestreut. Die kleinen Augen leuchten, als sie das sehen, und nun holt Tante Luise aus dem mitgebrachten Korbe noch eine Menge Zwieback, um sie in die Milch zu brocken. Das ist ein Schmaus! Nachher gibt's noch Schinken und Salat und Pellkartoffeln. Das ist aber ein Stück Arbeit, für die vielen kleinen Mäuler Kartoffeln abzupellen, denn die meisten Händchen sind noch zu ungeschickt, sie wissen nicht damit fertig zu werden. Zum Glück sind Tante Luise und Tante Mathilde sehr flink dabei, so daß gar bald die Kartoffeln verzehrt und alle Kinder satt sind. — Zum Nachtiſch kommt noch ein großer Korb mit Birnen, die Onkel Hans aus seinem Garten mitgebracht hat. Mutter meint freilich: „Die Kinder sind satt!“ aber Onkel sagt: „Ach, laß sie nur, das laufen sie noch alles wieder aus.“ — Das meinen die Kinder auch und lassen sich das schöne Obst trefflich schmecken. Zum Schluß singen die Großen und die Kleinen:

„Nun preiset alle  
Gottes Barmherzigkeit,  
lob ihn mit Schalle,  
werteste Christenheit.  
Uns soll hinfort kein Unfall schaden,  
freue dich, Israel, seiner Gnaden!

Er gibet Speise  
reichlich und überall —  
nach Vaters Weise  
sättigt er allzumal.  
Er gibet früh und späten Regen,  
füllet uns alle mit seinem Segen!“

„Nun kommt aber,“ sagt Vater, „damit wir die gesegneten Felder auch einmal besuchen.“ Das tun alle nur zu gern. Die beiden Kleinsten, Karl und Klara, bleiben mit Lene im Garten, die anderen wandern zum Garten hinaus. Mehrere Felder sind schon abgeerntet, der goldene Hafer steht noch in Hocken. Von den Wiesen wird die Nachmahd eingefahren, und bei den Kartoffelfeldern fangen die Landleute an, zu graben und einzusammeln, und all die Arbeiter, Knechte und Mägde, singen dabei fröhliche Lieder. Die Kinder tummeln sich herum, pflücken Feldblumen, winden Kränze, sammeln Kartoffeln und sind seelenvergnügt. Als sie vom Felde zurückkommen, wird wieder im Garten gespielt und gelaufen, daß man sich wundern muß, daß die kleinen Beine gar nicht müde werden. —

#### 4. Die Rückfahrt.

Um fünf Uhr kommt der Schiffer und sagt: „Dat ward aber Tied! Wie mööt fahren, sünsen ward dat to laa!“

Die Kinder werden zusammengerufen. Da heißt's: „Ach! und

Oh! Nun schon? Es ist ja noch so früh! Die Sonne scheint noch so schön! Bitte noch nicht!"

Aber der Schiffer bleibt unerbittlich bei seinem: „Se mööt instiegen, dat ward to laot!“ — Also es muß geschieden sein. Den Kindern wird vorgehalten, welche Freuden die Schifffahrt nun noch bringen werde, und so wird die ganze Gesellschaft fröhlich ins Schiff geladen und stößt mit lautem Hurra! vom Ufer. Zuerst müssen alle sich lagern: auf Stühlen, Bänken, oder auf dem Boden des Schiffes, wie sie gerade Platz finden, um Kräfte für den letzten Marsch vom Schiff nach Hause zu sammeln. Emmi und Hedwig sitzen auf Mutters und Tantens Schoß. Nun soll jeder sagen, was nach seiner Meinung bei der ganzen Ferienreise das schönste gewesen ist. Da kommen denn die verschiedensten Meinungen an den Tag. Die einen meinen: der schöne Garten, die anderen die Schifffahrt, Peter und Adolf: das Hurra!schreien, Rudolf und Otto: der Festkuchen und das Gläsergeklingel; Minna und Martha: die Eiermilch mit dem dicken süßen Schaum. Anna besinnt sich lange, endlich sagt sie: „Alles war das schönste!“ Nun werden auch Hedwig und Emmi gefragt:

„Was sagt ihr denn? Was ist das aller schönste?“

Hedwig drückt sich fest in ihrer Mutter Arm und sagt freundlich: „Mama ihr Schoß!“ — Mama küßt sie und sagt: „Und mein schönstes ist mein Töchterchen!“

Nun wollen alle wieder umherlaufen, aber Tante Mathilde ruft: „Still sitzen bleiben! Ihr werdet sonst zu müde. Tante will euch Geschichten erzählen!“

Das ist den Kleinen gerade recht. Alle sammeln sich um die Tante, und jeder bestellt sich eine Geschichte, die er gern hören will — natürlich solche, die sie schon hundertmal gehört haben, aber, es klingt doch zu nett, wenn Tante sie erzählt, und wenn

man immer schon im voraus weiß: Nun kommt gleich dies, und nun kommt gleich das, z. B. wenn der Prinz das tote Schneewittchen lebendig küßt! Oder wenn's beim Goliath heißt: Da fiel der lange Esel hin, so groß und dick er war! Oder beim Gideon, wenn das Heer die Krüge zerschlägt, die Fackeln erhebt, und das Siegesgeschrei ertönt. Oder wenn der Jäger den Wolf schießt und das lebendige Rotkäppchen wieder aus seinem Bauch springt. Da leuchten die Augen, und die Hände reiben sich vor Vergnügen schon ein ganz Weilchen vorher. So vergeht eine ganze Stunde, und die Kinder haben beim Zuhören gar nicht gemerkt, daß die Sonne untergegangen und die Dämmerung eingetreten ist, haben auch nicht gehört, daß hinter ihrem Rücken allerlei geräuschelt und geraschelt hat. Plötzlich ruft der Onkel:

„Nun seht euch alle einmal um!“

O, welch eine Pracht! An den Kränzen, die von einer Flaggenstange zur anderen reichen, hängen vierundzwanzig helle Papierlaternen! Ein Ah! und Oh! und Händeklatschen und ein Hurrarufen ist natürlich die nächste Folge. Auch Otto, Rudolf und der dicke Hermann, die sich in einer Ecke auf diversen Tüchern ein bequemes Lager gemacht und beim Erzählen eingeschlafen sind, fahren empor, und nachdem sie sich ein wenig gereckt und besonnen haben und das erleuchtete Schiff sehen, stimmen sie mächtig in den Jubel ein. — Bei der ersten Pause ruft Anna bedächtig dazwischen:

„Nun weiß ich, was das aller schönste ist! die Laternen!“

„Ja, die Laternen, die Laternen sind das aller schönste!“ ruft die ganze Kinderschar.

„Könnt ihr denn nicht ein schönes Lied dazu singen?“ fragt Vater, und Fritz stimmt sofort an: Schön sind die Felder, noch schöner sind die Wälder usw.

Und nun folgt ein Lied dem anderen, einerlei ob's paßt oder

nicht, wenn's nur alle singen können: Sommerlieder, Winterlieder, Weihnachtslieder, Soldatenlieder, alles bunt durcheinander, bis die Mutter fragt:

„Sind meine Sänger auch durstig geworden?“

Die Frage wird mit Freuden bejaht, und alles sammelt sich um den Tisch. — Mutter hatte vom Wirt ein paar Flaschen Milch mitgenommen. Der gute Schiffer macht kochend heißes Wasser auf seinem kleinen Petroleumofen, und nun wird beim Schein der bunten Laternen ein gemütlicher Nachmittagskaffee getrunken. Rudolf und Peter holen den herrlichen Korb aus der Ecke hervor, zu ihrer großen Freude findet sich darin noch der Rest von dem Festkuchen und eine ziemliche Anzahl Zwiebäcke, die mit gutem Appetit verschmaust werden. Nachdem dann noch einige Lieder gesungen sind, legen die Schiffer ihre Stecken nieder. Sie sind am Lande.

„Schade!“ rufen alle Kinder, „daß die schöne Schifffahrt zu Ende ist!“

Mutter fragt besorglich: „Wie werden aber die kleinen, müden Beine noch nach Hause laufen können?“ aber Onkel erwidert: „Ganz vortrefflich! Paß nur auf!“ Und er ruft in die Kinderschar hinein: „Wer ist nun noch so stark, daß er eine Laterne tragen und uns auf dem Wege voranleuchten kann?“

„Ich, ich, ich!“ rufen alle, die Größten wie die Kleinsten.

„Gut,“ sagt Onkel, „erst steigen wir alle aus, und dann stellt ihr euch in Reih und Glied zwei bei zwei.“ Dann gibt der Schiffer uns die Laternen, und als jeder eine hat, dann heißt's: Vorwärts! Marsch! — Aber

„Immer langsam voran, immer langsam voran,  
daß Klein Emmi und Hedwig auch nachkommen kann!“

Als der Zug fertig ist, setzt er sich in Bewegung unter dem Singen der geistreichen Lieder, die alle nach derselben herrlichen, allbekanntem Melodie gesungen werden:

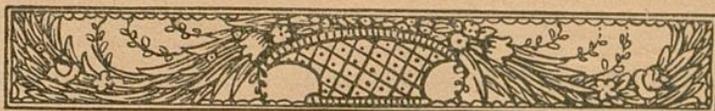
„Sonne, Mond und Ster — — ne,  
ich geh mit meiner Later — — ne,  
meine Later ist wunderschön!  
hab noch keine schönre gesehn.

Und: Dunkel ist es lan — — ge,  
ich bin gar nicht ban — — ge.  
Kinder, die mit Lampen gehn,  
können auch im Dunkeln sehn.

Und: Kuck, wie ist es hel — — le,  
lauf mir nicht so schnel — — le,  
sonst kommt Meister Blasewind,  
pust die Lichter aus geschwind.“ usw.

So gelangen sie ohne müde zu werden in herzlicher Fröhlichkeit bis ans Tor. Da wird Abschied genommen. Die eine Familie geht rechts, die andere links. Vater nimmt sein Emmchen, Onkel seine kleine Hedwig auf den Arm. Beide legen die Köpfschen an und schließen gar bald die kleinen, müden Augen. So geht's nach Hause, und ehe noch eine Stunde vergeht, schläft die ganze Kinderchar gar süß in ihren Betten und träumt von der schönen Serienreise. —





## 7. Ansgar, der Apostel des Nordens.

### 1. Ansgar als Kind.

**W**enn wir von Deutschland aus nach Westen reisen und quer über den schönen Rheinstrom fahren, kommen wir bald in das Land, das jetzt Frankreich heißt, von den Franzosen bewohnt wird und in dem französisch gesprochen wird. Vor länger als tausend Jahren war das Land unter der Regierung des deutschen Kaisers Karl, der in Ingelheim seinen Sitz hatte. Da war es nun, achthundert Jahre, nachdem das liebe Jesuskind in Bethlehem geboren war, daß im Norden dieses Landes in einem Teil, der jetzt die Pikardie genannt wird, eine adlige Familie lebte, die sehr vornehm war und oft an den Hof des Kaisers Karl des Großen kam. Der Name der Familie ist verschollen, niemand kennt ihn mehr, aber den Namen des Knäbchens, das am 8. September 801 in dieser Familie geboren ward, muß der liebe Gott wohl angeschrieben haben, denn er ist nicht verschollen, sondern bis auf unsere Zeit gekommen. Und ihr, Kinder, sollt ihn auch nicht vergessen, sondern euren Kindern noch dermaleinst von ihm erzählen. Dieser Knabe, dessen Eltern schon Christen waren, obgleich es in damaliger Zeit in Europa noch nicht viel Christen gab, ward bald nach seiner Geburt getauft, und sein Vater, der gern wollte, daß er sollte ein treuer

Kämpfer Gottes werden, gab ihm den Namen Ansgar, das heißt in unserer deutschen Sprache: Gottes Speer. Der kleine Ansgar wuchs nun heran zu seiner Eltern Freude, in aller Stille, wie alle anderen Kinder, und niemand ahnte, was für große Dinge Gott der Herr noch einmal durch dies Kindchen ausrichten wollte. Ansgars Mutter war eine gar fromme Frau, die ihr Kindlein täglich im Namen des Herrn segnete, die ihn mit frommen Liedern in den Schlaf lullte und schon in der Wiege die Hände falten lehrte. Bald lernte er den Jesusnamen lallen, und wenn er dann auf seiner Mutter Schoß saß und sie ihm die schönen Geschichten erzählte, wie der Heiland die Kinder so lieb gehabt, wie er die Kranken gesund gemacht und die Hungrigen gespeist habe; wie er Trost gehabt für alle Traurigen und uns so lieb gehabt, daß er für uns gestorben sei, dann fragte sie wohl den kleinen Knaben: „Willst du deinen Heiland auch immer recht lieb haben?“ Dann leuchteten seine Kinderaugen, und er streckte beide Ärmchen aus und rief: „Lieb haben! lieb haben!“

## 2. Ansgar im Kloster.

Aber — der liebe Gott macht's oft ganz anders als wir. Wir hätten nun gewiß die fromme Mutter recht alt werden und den Sohn immer führen und leiten lassen, und was tut Gott? Kaum war Ansgar, den seine Mutter unbeschreiblich liebte, fünf Jahre alt, da ward die Mutter krank und immer kränker, und nach kurzer Zeit trug man sie hinaus auf den Friedhof, und der arme, kleine Ansgar hatte keine Mutter mehr. Wer sollte sich nun des Knaben annehmen? Sein Vater hatte keine Zeit, dazu zeigte das Kind viel Lust und Anlage zum Lernen, und da das alles im Hause nicht recht konnte beobachtet und gepflegt werden, so wurde der Knabe in Pension gegeben. Dazu waren damals die

Klöster eingerichtet. Mit der Armen- und Krankenpflege, die von dort aus geübt wurde, waren in der Regel Schulen verbunden, bald für Ärmere, bald für Reichere. Ansgar kam in ein Benediktinerkloster, das den Namen Corbie führte und wo die Söhne von vornehmen, adligen Eltern erzogen wurden. Damals wurden in den Schulen noch nicht so viel Dinge gelehrt wie jetzt. Sie lernten lesen, schreiben, rechnen und Latein. Gebet und Gottes Wort zog sich natürlich als Hauptsache durch den ganzen Tag hin. Die Freistunden dienten zu Übungen im Fechten, Laufen, Klettern, Ringen, Schwimmen und was dahin gehört. — Da verlebte nun Ansgar seine Jugend. Er war ein frischer, heiterer Junge, und unter den wilden bald der wildeste. Die Trauer über den Verlust seiner frommen Mutter verschwand sehr bald, wie das bei Kindern zu geschehen pflegt, aber doch bewahrte er ihr Andenken in tiefem Herzen, und die frommen Eindrücke, die er von ihr empfangen, wurden wohl manchmal zugedeckt, aber nie verwischt.

### 3. Der Traum.

Als Ansgar zwölf Jahre alt war, hatte er einen wunderbaren Traum, der den wilden Knaben zum tiefen Nachdenken brachte. Ihm träumte, er gehe in einem Walde, die Gegend war düster, der Weg abschüssig und morastig, und bald saß er mit dem einen, bald mit dem anderen Fuße fest im Morast. Da trafen sein Ohr liebliche Töne, er sah auf und siehe, längs des Morastes zog sich ein grüner Hügel hin, und unter blühenden Bäumen gewahrte er einen Zug weißgekleideter Frauen, mit goldenen Harfen in ihren Händen. Die Mutter Jesu, wie er sie von Kind an auf vielen Bildern gesehen hatte, führte den Zug an, und unter den nachfolgenden Frauen gewahrte er seine liebe Mutter. Er breitet die Arme aus und will zu ihr, aber der





böse, zähe Morast hält seine Füße fest. Da hebt die Jungfrau Maria die Hand gegen ihn auf und sagt: „Mein Kind, willst du zu deiner Mutter?“ „O gern, gern!“ ruft der Knabe. Da spricht Maria: „Dann mußt du dein leichtsinniges, törichtes Wesen ablegen und ein ernstes Leben führen, zu Gottes Ehre.“ Der Knabe erwachte. Von dem Tage an ward er sehr viel ernster und stiller, lernte eifriger und schien ein ausgezeichnete Schüler werden zu wollen. Aber der Ernst hielt nicht gar lange an, bald brach der alte Mutwille und die alte Wildheit wieder durch, und die Trauer war vergessen. Da aber geschah etwas, was ihn so gewaltig erfaßte, daß er, obgleich noch nicht dreizehn Jahre alt, doch allem weltlichen Leben entsagte und sich ganz dem Dienste Gottes zu weihen beschloß.

#### 4. Kaiser Karl der Große.

Es mochte wohl ungefähr in derselben Zeit gewesen sein, als Ansgar den wunderbaren Traum hatte, daß er einmal Karl den Großen bei einer feierlichen Gelegenheit in seiner kaiserlichen Pracht und Herrlichkeit, in Kaisermantel und Krone, umgeben von seinen Vasallen und dem Hofstaat, zu sehen bekam. Sein jugendliches Gemüt ward erfüllt und begeistert von dem Anblick. Seine Seele jauchzte: „Dies mein Kaiser!“ Die Hoheit des Herrschers, die auf seinem Antlitz thronte, daraus auch wieder der stille Friede und die selige Freude des Christen hervorleuchtete, das alles prägte sich seinem jugendlichen Gemüte tief ein. Dazu zeigte ihm seine Phantasie die Scharen der Völker, die sich vor des Kaisers Zepter beugten, die Scharen der Feinde, die vor seinem Schwerte flohen. — Es war ein Bild, daran sich seine junge Seele nur zu gern ergötzte. Für diesen Kaiser, vielleicht sogar an seiner Seite hinausziehen in den Kampf, für ihn

streiten, für ihn siegen zu können, — wie gern malten seine Einbildungskräfte sich solche Zukunft!

Da trifft sein Ohr das Wort: Karl der Große ist tot — tot — gestorben wie alle Menschen, plötzlich am 28. Januar hat Krankheit ihn dahingerafft. — Das schmettert den noch nicht zum Jünglinge erwachsenen Knaben danieder. Er erkennt die Eitelkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit und will nun nichts mehr sein, als ein Diener des allmächtigen Gottes.

### 5. Ansgar als Mönch.

Aller jugendliche Leichtsinn war dahin; in tiefem Ernst brachte er seine Zeit zu mit Beten und Arbeiten. Seinen Körper härtete er ab durch Fasten und Nachtwachen. Alle seine Altersgenossen blieben weit hinter ihm zurück, und schon in seinem fünfzehnten Jahre legte er das Klostergelübde ab, das heißt, er gelobte in Keuschheit, Armut und Gehorsam im Kloster zu dienen und wurde aufgenommen als Mönch. Auch in seinem Mönchsleben stieg der ernste, reichbegabte Jüngling von Stufe zu Stufe, und in seinem zwanzigsten Jahre ward er zum Rektor und ersten Lehrer der Klosterschule erwählt. Seine Schüler, die er bei allem Ernste mit der größten Liebe und Sanftmut regierte, hingen mit begeisterter Liebe an ihm, und was ihn zu immer größeren Werken im Reiche Gottes tüchtig und fähig machte, war, daß alle diese Auszeichnungen ihn nicht hochmütig machten. Er selbst war mit sich nie zufrieden, suchte und erbat sich alle Kraft und Weisheit zu seiner Arbeit von dem Herrn, der uns alle Sünden vergibt und uns selig macht. Nach zwei Jahren konnte das Kloster die Zahl der andrängenden Schüler nicht mehr fassen; es sollten darin hauptsächlich Jünglinge ausgebildet werden zu Predigern des Evangeliums im nördlichen Europa, wo noch fast überall

finsternes Heidentum herrschte. Ein zweites Kloster wurde zu gleichem Zweck an der Weser mitten im Sollinger Walde gebaut. Ansgar wurde erwählt, die neue Schule einzurichten, und sein heiliger Eifer, die jungen Herzen zu Christo zu führen, ward sehr bald die Veranlassung, daß er zum Priester geweiht und von den Mönchen erwählt wurde, ihnen das Evangelium zu predigen.

### 6. Harald, der Dänenkönig.

Es war im Jahre 826, als der König Harald, der ein Recht an den dänischen Thron zu haben meinte, von den Söhnen des früheren Königs verfolgt ward und flüchten mußte. Er suchte mit seiner Frau, seinem Sohne Gotafried und vielen Großen seines Reiches Schutz bei dem damaligen deutschen Kaiser, Ludwig dem Frommen, und kam darum in hundert kleinen Schiffen den Rhein heraufgefahren bis zur Stadt Ingelheim, wo der Kaiser seine Residenz hatte. Der Kaiser nahm ihn auf und versprach ihm Schutz und alle Hilfe, wenn er sich taufen lassen und dem Christentum in Dänemark Eingang verschaffen wolle. Das versprach Harald.

In der Stadt Mainz, am Ufer des Rheinstroms, sollte diese heilige Handlung vollzogen werden. Tausende von Menschen strömten herbei. Die Kirche St. Alban war gefüllt in allen ihren Räumen. Da führte der Kaiser selbst den König hinein, die Kaiserin Haralds Gemahlin, der kaiserliche Prinz Lothar den Gotafried. Ihnen folgten die Großen des Dänenreiches, vierhundert an der Zahl, ein jeder geführt von einem Großen des deutschen Reiches. Der Erzbischof verrichtete die heilige Taufe. Den Getauften wurden kostbare weiße Gewänder angelegt, der Kaiser schenkte dem Harald sein eigenes Schwert, und sämtliche Getaufte wurden von ihren Paten aufs reichste beschenkt.

Aber wie sollten diese eben getauften und mit dem Christentum noch so unbekanntten Leute nun den Heiden in Dänemark das Evangelium predigen? So fragte sich der fromme Kaiser und sah wohl ein, sollte die Taufe bei diesen, die sie soeben empfangen, nicht eine bloße äußerliche Handlung sein, und sollte den Dänen das Evangelium gepredigt werden, so mußte dem König ein tüchtiger Prediger gegeben werden.

Das war aber keine Kleinigkeit, hinauszuziehen unter die wilden Heiden, die damals nicht weniger roh und grausam waren, als die jetzt wilden Heidenvölker in Asien und Afrika! — Dazu wußte ein jeder, der König hatte nicht die Taufe, sondern den Schutz des deutschen Kaisers gesucht, so konnten also die Boten des Evangeliums nicht viel auf Harald rechnen. Wo war denn nun einer, der aus Liebe zum Herrn Jesu solch gefährlichen Posten übernahm?

### 7. Ansgar als Missionar in Dänemark.

Kaum war an Ansgar die Frage ergangen, ob er aus freier Liebe bereit sei, mit dem Könige zu reisen und Gottes Wort den Heiden zu predigen, so sagte er mit tausend Freuden: „Ja!“ und kein Abraten seiner liebsten Schüler, Gemeindemitglieder und Freunde konnte seinen Entschluß wankend machen. Vor einer feierlichen Versammlung ward ihm noch einmal der gewaltige Ernst dieser großen Aufgabe vors Auge gestellt und er gefragt, ob es wirklich sein freier Entschluß sei, nach Dänemark unter die Heiden zu gehen? Da wandte er sich noch einmal in brünstigem Gebet zu seinem Gott und sprach dann mit festem Ton: „Ich will's! Hier bin ich, sende mich!“

Er zog sich dann in einen nahen Weinberg zurück, um in ungestörter Stille sich auf die ernste Arbeit vorzubereiten, die vor

ihm lag. Einer seiner liebsten Freunde, ein junger Mönch Autbert, suchte ihn dort auf, und da es ihm nicht gelang, den Ansgar in seinem Entschluß wankend zu machen, so erklärte er sich bereit, ihn zu begleiten. Das war dem Ansgar gerade recht und eine große Glaubensstärkung; hatte doch der Herr Jesus seine Jünger immer zu zweien hinausgesandt, um sein Wort zu predigen. Der deutsche Kaiser versah die beiden jungen Mönche nun mit allem, was zu ihrem Werk nötig war, und so traten sie denn mit dem Dänenkönige, seiner Familie und Dienerschaft die große Reise an.

Aber Harald war nicht von Herzen ein Christ, und schon auf der Rheinfahrt von Mainz nach Köln mußten die beiden Missionare viel Kränkung und Verachtung erfahren, so daß ihnen das Gewaltige der Unternehmung immer klarer vors Auge trat. Indessen, wer sein Werk im Namen des Herrn tut und auf seinen Beistand rechnet, verrechnet sich nicht, das erfuhren auch die beiden Freunde gar bald. In Köln erkannte der Erzbischof das Schwierige ihrer Lage und schenkte den beiden Missionaren ein Schiff, darauf sie, getrennt von des Königs Gefolge, die Reise vollbringen konnten. Dies Schiff aber war ein besonders schönes; es hatte zwei Kajüten, das andere Schiff hatte gar keine. Als der König Harald das sah, wollte er lieber mit den Missionaren reisen, und das hatte wieder Gottes Liebe und Weisheit so geordnet. Auf der langen Reise von Köln nach Dänemark schloß der König sich gar vertraulich an die Klosterbrüder an. Er wurde durch ihre Lehren und ihren Umgang wirklich fürs Christentum gewonnen und darin gefördert, und Ansgar und Autbert erhielten durch seinen Umgang Kenntnis des Landes, dahin sie zogen, der Sitten und vor allem der Sprache. Im Spätherbst des Jahres 826 landeten sie in Haddedy an der alten dänischen Grenze, gegenüber Schleswig, wo auch späterhin die erste christliche Kirche gebaut wurde.

Kaum angekommen, fingen die beiden Missionare an zu lehren und zu predigen; und Gottes Wort machte solchen Eindruck auf das Volk, daß sie scharenweise kamen zu hören, zu lernen und sich taufen zu lassen. Dazu errichtete Ansgar eine Schule, in der Knaben und Jünglinge, die ihnen einenteils vom Könige zugeführt und geschenkt wurden, und die sie andernteils aus der Sklaverei loskauften, zum Missionsdienst unterrichtet und vorbereitet wurden. So ging die Ausbreitung des Christentums zwei Jahre lang im Segen rasch vorwärts und blieb von den vielen Streitigkeiten und kriegerischen Überfällen, die das Land beunruhigten, unberührt. Die Missionschule blühte, und der Christen wurden immer mehr. Aber — des Herrn Wege sind nicht unsere Wege! Autbert, Ansgars treuer Gefährte, erkrankte und mußte in sein heimatlich Kloster zurückkehren, wo er im Frühjahr 829 starb, und Ansgar wurde vom deutschen Kaiser zurückgerufen, weil er eine andere, noch schwerere Arbeit übernehmen sollte. So hatte Gott denn durch Ansgars Hand den Samen des Christentums in Dänemark niedergelegt, nun wurde er mit Erde zugedeckt und sollte in der Stille keimen und wurzeln, auf daß er später seine Frucht bringe.

### 8. Ansgar in Schweden.

Was war's denn, warum der Ansgar aus seiner gesegneten Arbeit zurückgerufen wurde? Hört nur! In Schweden wohnten auch lauter Heiden, die ihre Knie noch beugten vor hölzernen und steinernen Götzen und in Wildheit und Mordlust einer dem anderen nach dem Leben standen.

Da waren nun aber manchmal christliche Kaufleute hingedommen, hatten da ihre Waren verkauft und andere eingekauft, dabei aber nicht vergessen, daß sie Christen seien; hatten von Christo gezeugt und ihre Gottesdienste miteinander gehalten.

Es waren auch schwedische Kaufleute in christliche Länder gekommen, und hatten nachher ihren Landsleuten erzählt von dem Leben und Treiben der Christen. Da war denn in manchem Herzen die Sehnsucht wach geworden, einen lebendigen Gott zu haben. Endlich war solche Kunde auch bis zum König gedrungen. Auch er mochte wohl das Verkehrte des Götzendienstes erkannt haben, schickte Gesandte an den deutschen Kaiser und bat ihn um Lehrer, die dem Volke predigen sollten vom Christengott. Der fromme Kaiser war voll Freuden. Aber er fragte hier, er fragte da, er suchte hier, er suchte da, nirgend fand er Männer, die Tüchtigkeit, Mut und Glaubensfreudigkeit hatten, diese schwierige Reise und das noch schwierigere Werk zu unternehmen. Da wurde Ansgar zurückgerufen.

Voll Freudigkeit und Willigkeit, Gottes Wege zu gehen und Gottes Werk zu treiben, ließ er sich senden, um aufs neue den schweren Anfang der Bekehrung der Heidenvölker zu unternehmen. Ein anderer Klosterbruder, namens Gislemar, ging nach Dänemark, um dort an Ansgars Stelle das Missionswerk zu übernehmen; und ein frommer, eifriger Mönch, namens Withmar, begleitete Ansgar in die neue Heimat.

Die Schiffahrt war in den damaligen Zeiten mit gar großen Gefahren verbunden, nicht einmal so sehr wegen der mangelhaften Bauart der Schiffe, als wegen der vielen Seeräubereien, die von den Normannen getrieben wurden. Darum waren die Seefahrer auch immer zugleich Kriegerleute, und die Kaufleute wie die Missionare hatten ihre Schwerter um die Hüfte gegürtet und Bogen und Pfeile in Bereitschaft. Unsere beiden Missionare waren vom Kaiser reichlich ausgestattet mit gutem Schiffsbedarf, mit reichen Geschenken für den Schwedenkönig Erik Björn und, was das kostbarste war, mit gar wertvollen Büchern, wohl vierzig

an der Zahl: das war damals ein Schatz, der manche hundert Taler wert war. So fuhren sie dahin. Schon waren sie an manchen gefährlichen Stellen glücklich vorbeigekommen, ja, sie konnten schon die schwedische Küste in der Ferne sehen, da kommen von allen Seiten Fahrzeuge auf sie losgesteuert; sie merken, was das zu bedeuten hat, und machen sich bereit zum Kampf. Als die Räuber herandrängen, wehren sie sich tapfer, und siehe, der Feind wird in die Flucht geschlagen und muß weichen. Aber — unsere lieben deutschen Brüder sind vielleicht noch dabei gewesen, Sieges- und Dankeslieder zu singen, da wird das Wasser aufs neue bedeckt mit doppelt so viel Kähnen mit Seeräubern. Die Kaufleute erkennen bald, daß Widerstand unmöglich, sie lassen ihre Fahrzeuge auf den Strand laufen und springen hinaus, um das Leben, aber auch nur das nackte Leben, zu retten. Die Kaufleute müssen ihre reichen Waren, die Missionare ihre Schätze, vor allen Dingen ihre köstlichen Bücher, den Räubern preisgeben. Nun stehen sie da im fremden Lande als Bettler, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Lebensmittel! Was sollte man tun? Die meisten stimmten dafür, die nächste Küstenstadt aufzusuchen und von da wieder nach Hause zurückzukehren. Ansgar aber sprach: „Wird mir nicht eine göttliche Anzeige, daß ich hier im Lande mit meiner Predigt nichts ausrichten kann, so kehre ich nimmermehr zurück.“

So ging er denn mit Withmar und einigen anderen vorwärts. Aber bedenkt's nur, Kinder, das ging nicht mit Eisenbahn, nicht mit Postwagen, nicht einmal mit Leiterwagen, sondern zu Fuß. Auch waren da weder Landstraßen noch Chausseen. Da ging's durch ungeheure Wälder, wo zuweilen kaum ein Sonnenstrahl eindringen konnte, dann wieder durch tiefes Moor, wo man in Gefahr war zu versinken, und dann zwischen und

über wilde, steile Felsen und durch meilenlange Heidestrecken, da lernten sie Hunger, Durst und Müdigkeit kennen. Wirtshäuser gab's da nicht, nicht einmal Christenhäuser, nur Hütten der Heiden, wo man nicht wußte: Werden sie uns zu essen geben oder werden sie uns am Ende schlachten und fressen? Aber eins hatten sie, was sie stark machte, alle diese vielen Gefahren zu überwinden. Sie hatten einen lebendigen Gott, und der hatte sie gesandt. Darum waren sie auch getrost, der konnte ihnen helfen, und der half ihnen auch.

Wohl vier bis fünf Wochen hatte dies beschwerliche Wandern gedauert, da kamen sie wieder an einen Landsee, deren sie schon mehrere durchschiffte hatten. Es war der Mälarsee. Sie schifften bis zu einer Insel, darauf die Stadt Birka lag. Und in der Stadt trafen sie den König Erik Björn.

Obgleich sie ohne Geschenke zum König kamen, wurden sie doch sehr huldreich aufgenommen und besonders von den vielen sich hier aufhaltenden gefangenen Christen, die schon so lange Predigt und Sakrament entbehrt hatten, mit großem Jubel empfangen. Mit voller Zustimmung und unter dem Schutz des Königs predigten Ansgar und Withmar nun das Wort Gottes in ganz Schwedenland, bauten in Birka eine Kirche, die erste bei den Normannen, und richteten Schulen und Gottesdienste ein. Überall fand die Predigt ein williges Gehör, und große Scharen der Heiden ließen sich durch die Taufe in die christliche Kirche aufnehmen.

Nach anderthalb Jahren kehrten Ansgar und sein Begleiter in ihr Vaterland zurück, um dem Kaiser von dem gesegneten Erfolge dieser Missionsreise Bericht zu erstatten. Der Kaiser war voll Freude und Dank über diese gute Botschaft. Um nun teils der nordischen Mission einen sicheren Punkt zu schaffen, von wo

aus sie unterstützt und beaufsichtigt werden konnte, teils um dem treuen Ansgar eine ihm angemessene Stellung zu verschaffen, machte er mit des Papstes Bewilligung die von seinem Vater, Karl dem Großen, gegründete Hamaburg, die zwischen Elbe, Alster und Bille lag, zu einem Erzbistum des ganzen Nordens und verlieh dem Ansgar die Bischofswürde.

### 9. Ansgar als Erzbischof.

Freilich hätte der liebe Ansgar sich lieber einige Zeit in der Stille des Klosters gesammelt von den vielen Strapazen, die er in den letzten Jahren durchgemacht, aber Gott der Herr hatte es anders geordnet und ihm nun einmal ein unruhiges Leben zugeteilt. Nicht lange hatte er im Kloster gewohnt, da ward ihm die neue Bischofswürde zuerkannt. Er selbst mußte nach Rom zum Papst, der die Hamaburg als Erzbistum bestätigte und dem Ansgar das Pallium verlieh. Dies war ein weißwollener Kragen, der über Brust und Rücken herabhäng und mit roten Kreuzen geziert war, zum Gedächtnis des Lammes, das für uns geschlachtet ist. Mit Zustimmung aller Bischöfe wurde Ansgar dann in Ingelheim am Rhein in einem Alter von kaum dreiunddreißig Jahren zum Erzbischof von Hamburg geweiht und sollte nun sofort dies neue Amt antreten.

Aber ihr müßt nicht meinen, daß Ansgar nun zu einem ruhigen Leben kam, weil er Erzbischof in einem christlichen Lande war! O, das Land war noch weit davon entfernt, ein christliches genannt werden zu können! Zu dem Erzbistum gehörte Schweden, Dänemark, Schleswig, Holstein, Mecklenburg und die ganze Elbe mit all ihren Inseln und Mooren; aber wie viele Christen waren denn da? Nicht der zehnte Teil war getauft, und unter den Getauften waren viele, die nach ihrer Taufe nichts wieder vom Christentum gehört

hatten, andere, die alle heidnischen Gebräuche und Greuel beibehalten hatten. In dem ganz umfangreichen Erzbistum waren im ganzen fünf Kirchen: eine in Schweden, eine in Hamburg und drei an anderen Orten Holsteins, und in Dänemark war ein christliches Seminar. In ganz Mecklenburg und seiner Umgebung war weder Schule noch Kirche. So sah es aus in den Ländern, die das Erzbistum ausmachten. Es war also ein gewaltiges Werk, das der Bischof Ansgar auf seine Schultern nahm, als er rheinabwärts fuhr, um sein neues Amt anzutreten.

### 10. Ansgars Ende.

Einunddreißig Jahre hat der liebe Erzbischof Ansgar dies sein neues Amt noch verwaltet, und hat allerorten, wohin er kam, viel Segen gestiftet; aber ist das Leben auch köstlich, wenn's Mühe und Arbeit ist, so gehen die Körperkräfte doch nach und nach zu Ende. Das erfuhr auch der treue Bischof Ansgar. Von jeher hatte er sich gesehnt und den Herrn gebeten, für ihn den Märtyrertod sterben zu dürfen. Dieser Wunsch war ihm nicht gewährt, und darüber konnte er oft traurig werden; wengleich seine Freunde ihm begreiflich zu machen suchten, daß doch eigentlich sein ganzes Leben voll Mühe und Drangsal ein Märtyrerenleben gewesen sei. Ihm waren aber von Gott noch viel schwere Stunden und Tage bestimmt, in denen er sich als ein treuer, geduldiger Christ beweisen sollte. — Als er die große Abnahme seiner Kräfte merkte, hatte er sich in der Nähe von Bremen einen stillen Ort ausgewählt, wo er sich ein Hüttchen einrichten ließ, dahin er sich zurückzog, so oft seine Geschäfte es ihm erlaubten. An diesem Orte, den er sein „Ruhleben“ oder sein „Sorgenfrei“ nannte, weilte er gern im innigen Umgang mit

Gott und bereitete sich mit Fasten, Lesen und Beten vor auf sein Ende, das er nicht fern glaubte.

Da verfiel er aber in eine gar schmerzhaft, langwierige Krankheit, daran er über vier Monate zu leiden hatte. Aber sein Leidenslager diente allen, die ihm näher kamen, zu großer Erbauung, denn er war stark und geduldig in allen Schmerzen, und seine Lippen strömten über von Loben und Danken und von der freudigen Hoffnung, bald bei seinem Heilande zu sein. In den letzten Tagen stärkte er sich oftmals durchs heilige Abendmahl, und als er selbst nicht mehr singen konnte, da ließ er sich von seinen Amtsbrüdern viel Psalmen vorsingen und vorlesen.

Dann befahl er zu verschiedenen Malen seinen Geist in seines Heilands Hände, schlug endlich seine hellen Augen hoch zum Himmel auf, als sähe er seinen Heiland und alle Scharen der heiligen Engel, und hauchte sein Leben aus. So ist denn dieser große Mann gestorben und begraben wie alle Menschen, aber was er gewirkt im Namen Gottes, es ist geblieben, denn es war Gottes Werk. Und zu ihm wird es heißen haben: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen! Gehe ein zu deines Herrn Freude. Amen.





## 8. Bethesdas Hühnerhof und wie er entstanden ist.

Tuck, Tuck, Tuck, Tuck, Höneken,  
wat deist in minen Hof,  
du plückst mi all de Blömeken,  
du maßt dat gar to groff.

Papa, de ward di fiben,  
Mama, de ward di slan.  
Tuck, Tuck, Tuck, Tuck, Höneken,  
lat mi de Blömken stahn!

Kennt ihr das schöne Lied wohl? Das ist ein echtes Hamburger Lied, hat auch eine wunderschöne Hamburger Kindermelodie, und wenn ihr zu mir kommt, da will ich's mit euch singen. Noten habe ich nie dazu gesehen, aber das schadet nicht, die Nachtigallen und Lerchen singen auch ohne Noten, und können's doch viel schöner als die Theaterdamen.

Aber nun hört, wie es dem St. Georger Tuckhöneken ergangen ist.

### Die wilde Henne.

Ihr wißt's ja, Bethesdas und Pastors Garten ist durch eine Pforte verbunden, als wär's nur ein Garten. Nun war es im Jahr 1865 im Frühling, als Gräslein und Blümchen und Saaten



eben aus der Erde sproßten und man sich täglich freute über jedes Keimchen, das sein grünes Köpfschen aus der Erde streckte. Da kam ein Huhn alle Tage von der Straße in unseren Garten und fraß die jungen Keimchen ab, weil sie ihm so schön schmeckten. Wir fragten rechts und links, niemandem gehörte das Huhn; wir drohten es zu schlachten, es kehrte sich nicht dran und zerpickte ein Beet nach dem anderen, fraß das junge Gras, das aufkommende Gemüse, sogar die Erdbeerblüten und brachte mitunter noch andere Hühner mit. Jagten wir sie dann und glaubten schon, sie in einem Winkel fangen zu können, dann spannten sie die Flügel auf und fort waren sie, über die Planke zur Straße geflogen. Das war ein Kummer! So war's im April. Vier Wochen später, da sah es im Garten gar anders aus. Schutthäufen hier und da, Kalkgruben, Steinhäufen und Sandberge daneben. Mauerleute und Zimmerleute waren gekommen, wollten für den Pastor und für die Schule ein großes Haus bauen. Da konnte der Garten nicht mehr gehegt und gepflegt werden. Pastors waren fortgezogen, und das Huhn konnte nun scharren und picken, mit Gesellschaft oder ohne Gesellschaft, und mit der Kaze Kriegen spielen, niemand kümmerte sich drum. Wir sahen es nur oft von Bethesda aus, und da riefen die Kinder wohl manchmal: „Sieh, da ist wieder das wilde Huhn!“ Einmal aber war es verschwunden; niemand sah es seitdem, und es ward vergessen.

### Die Küchlein.

Nach einigen Wochen, es mag wohl im Juni gewesen sein, da geht der Pastor durch den zerstört liegenden Garten und hört ein ganz feines Piepen. Als er sich danach umsieht, da stehen mitten auf dem Schutthaufen zwei ganz kleine goldgelbe Küchlein, müssen eben aus dem Ei gekrochen sein, denn sie können kaum

stehen auf ihren kleinen Wackelbeinen. Bethesdamutter wird zu Hilfe gerufen, damit die kleinen Tierchen behütet und gerettet werden, denn die graue Kaße und der schwarze Kater sitzen schon in der nächsten Laube und lauern, und fräßen die Küchlein nur zu gern. Nun wurde ein Körbchen mit weicher Wolle drin geholt und die beiden kleinen verlassenen Küchlein hineingesetzt, und dann suchten wir, wo sie denn wohl eigentlich hergekommen? Siehe, da fand sich hinter dem Schutthaufen, ganz tief unterm Busch versteckt, das wilde Huhn; und als wir nachsahen, saß sie noch auf neun Eiern, die sie alle gelegt hatte und nun ausbrüten wollte. Aber, aber — Bethesdavolk ist groß. Der eine wollte die Henne sehen, der andere wollte die Henne sehen; ob sie das übel genommen, oder ob sie keine Lust mehr hatte, auf den Eiern zu sitzen, — kurz, abends spazierte sie wieder im Garten umher und pickte, und ließ die Eier kalt werden und verderben. Die zwei kleinen Kücken wurden nun ganz warm zugedeckt und nachts im Kleiderschrank bewahrt. Tags liefen sie — weil es da am stillsten ist — oben bei den alten siechen Frauen auf dem Balkon herum und ließen sich mit Grüße und Brotkrumen füttern. Tags darauf gelang es uns, die Henne zu fangen, und wir taten sie, da wir keinen Hühnerkorb hatten, mit den kleinen Küchlein in unseren Kinderkorb und meinten, nun solle sie sich recht freuen und ihre kleinen Küchlein füttern und pflegen, schützen und wärmen. Das tut doch jede Henne. Denkt nur, unser lieber Heiland sagt ja sogar, wenn er uns beweisen will, wie treu er uns geliebet hat: „Wie oft habe ich euch sammeln wollen, wie eine Henne sammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel!“

Habt ihr's wohl einmal gesehen, wenn die kleinen Küchlein herumlaufen und die Alte sie lockt mit ihrem treuherzigen Glück, Glück, und ihnen die Würmchen und Käferchen und Körnchen

zeigt, die sie essen können? Und wenn dann nur ein bißchen nasser Regen fällt, oder hoch, hoch in der Luft ein Habicht kreist, oder im Gebüsch eine Kaze mauert, — habt ihr's wohl gehört, wie ängstlich sie dann wieder ruft: Glück, Glück, Glück? Und habt ihr's dann gesehen, wie sie die Flügel hoch und weit wölbt und alle die kleinen bange Küchlein zudeckt, und wenn's auch ihrer zwölf und sechzehn sind, sie weiß Platz zu machen für alle. Und dann fragt sie nichts danach, wenn sie selbst vom Regen auch noch so naß wird, wenn die Kleinen nur trocken bleiben. Und die Kaze und den Habicht laß nur kommen, sie fürchtet sich gar nicht, sie hackt mit ihrem Schnabel gegen sie an, als ob sie ein junger Löwe wäre, so daß Kaze und Habicht bange werden und vor ihr fliehen.

Nun dachten wir, so treu sollte die wilde Henne auch sein; aber nein, sie war wild und ungestüm und hatte gar kein mütterliches Herz. Und als wir Futter in den Korb streuen wollten, da machte sie ein lautes Gegacker und Geflatter, drängte sich bei der Schwester Arm vorbei, aus dem Korbe und zum offenen Fenster hinaus, hinunter auf die Straße. Weg war sie, wir haben sie nicht wieder gesehen. So mußten wir die Kleinen denn selbst pflegen, und der liebe Gott gab seinen Segen dazu, sie wuchsen und gediehen. Eins klemmte sich einmal das kleine Süßchen, aber das ward von selbst wieder besser. Bald waren sie groß genug, daß wir sie konnten im Garten laufen lassen. Dann bekamen sie einen ganz kleinen Stall, den wir aus einer Sagokiste machten, darin schliefen sie nachts. Beide bekamen nach und nach ganz schwarze Federn, und die beiden hatten sich so lieb, daß sie immer dicht zusammenstanden und liefen; und griffen wir einmal eins, dann schrie das andere, bis wir's wieder losließen. Das wäre einmal hübsch, wenn ihr Kinder alle euch so lieb hätten und





so schön vertragen könntet, wie diese kleinen Hühnlein. Hört, wenn ihr euch nun wieder zanken wollt über: „Das ist mein!“ und: „Das ist dein!“ dann sage doch einer zum anderen: „Du, sollen Bethesdahühner sich besser vertragen als wir beiden?“ Und dann gebt euch einen Kuß — das können Bethesdahühner gar nicht — und vertragt euch und laßt das Zanken bleiben!



### Die ersten Eier.

So kam denn der Winter. Der Kasten aber ward zu klein, die Hühnchen stießen sich immer die Köpfschen. Da mußte der Tischler kommen und mußte von alten Brettern ein Hühnerhäuschen bauen; ordentlich mit zwei Stäben, darauf sie des Nachts sitzen und schlafen sollten. Das taten sie aber nicht, sie setzten sich abends in ein Eckchen und wärmten sich eins am anderen, das gefiel ihnen besser.

Ende Februar, gerade auf den Geburtstag von Bethesdamutter, da brachten die Schwestern mit lautem Jubel die ersten zwei Eier, die die Hühnchen im Stall gelegt hatten, so niedlich und klein, als wären es Taubeneier. Und nun ging's fort, immer den zweiten Tag ein Ei. Bald merkten wir, daß nur eins von den Hühnern so fleißig und dankbar war, das andere fraß und pickte, war dick und fett, aber Eier legte es nicht. Aber darum konnten wir es doch weder schlachten noch wegjagen, wir hatten es zu lieb, und ich glaube, das andere hätte sich totgegrämt, wenn

es sein Schwesterchen nicht behalten hätte. Und nun rate ich euch, lieben Kinder, seid immer dankbar und fleißig, wie unser liebes Eihühnchen. Ihr sollt's nachher noch hören, dem faulen Fett-  
hühnchen oder Freßhühnchen ist's am Ende doch schlecht er-  
gangen, obgleich wir es aus Barmherzigkeit behielten und nicht  
schlachteten.

### Die gelbe Henne.

Klingel, klingel, klingel — so ging es eines Abends spät an  
unserer Haustür, wir öffneten und hereingebracht ward ein ver-  
deckter Korb, drin war — denkt einmal was? — eine große,  
goldgelbe Henne, eine ganz fleißige, die jeden Tag ein Ei legt,  
das heißt, wenn es warm ist, — wenn es kalt ist, dann mag  
sie es nicht gern. Die wurde nun in der Dunkelheit spät abends  
in den Hühnerstall gesetzt. Unsere beiden Schwarzen schliefen schon  
längst, und die Gelbe flog gleich auch auf den Stab, zog ein  
Beinchen auf, steckte den Schnabel in die Federn und schlief, als  
wenn sie niemals ein anderes Haus gehabt hätte. Nun kam der  
andere Morgen; wir waren sehr neugierig, was unsere schwarzen  
Hühnchen zu dem neuen Kameraden sagen würden. Aber, aber —  
die gelbe Henne war gar nicht so freundlich und verträglich wie  
unsere beiden schwarzen. Sie tat sich was darauf zu gute, daß  
sie täglich ein Ei legte, und daß sie schon ein Jahr älter und  
größer war. Sie wollte immer zuerst essen und das beste haben,  
und wenn unsere Hühnchen wie gewöhnlich zutraulich angelaufen  
kamen, dann hackte sie nach ihnen und riß ihnen die Federn aus  
und machte solch böses Gesicht, als wenn sie sagen wollte:

„Dies ist mein, und das ist mein,  
denn ich bin groß, und ihr seid klein.“

Da wurden die kleinen schwarzen Hühnchen ganz scheu und schüchtern und liefen weg, wenn die gelbe Henne kam, und sahen sich ganz ängstlich um, wenn wir sie fütterten.

Ihr sagt am Ende nun: „Warum hast du die häßliche gelbe Henne nicht gleich wieder weggejagt oder totgeschlagen?“ Seht, das tat ich nicht, weil ich sie doch etwas lieb hatte; ich hatte sie ja geschenkt bekommen, und ich dachte: sie wird vielleicht noch artiger, wenn sie erst länger bei uns ist und sieht, wie freundlich und verträglich die anderen beiden sind. Machen's eure Eltern mit euch nicht auch so? Wenn ihr zänkisch und unartig seid, dann strafen sie euch wohl, aber sie jagen euch doch nicht weg, oder schlagen euch tot. Das kommt, sie haben euch lieb und wissen, ihr seid des lieben, freundlichen Heilands Eigentum; denn er hat euch in der Taufe angenommen und deckt euch, weil ihr seine Küchlein seid, mit seinen Gnadenflügeln, und wenn ihr kleinen, dummen Kinder es erst fühlt, wie lieb euch der Heiland hat, wie er für euch sorgt, trotz all eurer Unart, dann könnt ihr es gar nicht lassen, dann müßt ihr euch auch untereinander lieb haben wie die Küchlein, die sich unter den Flügeln der Alten so schön vertragen und keins das andere stößt und hackt und beißt. Darauf hoffen nun euer Papa und eure Mama, und darum strafen sie euch wohl, aber sie wollen euch doch behalten.

Unsere gelbe Henne haben wir auch manchmal gestraft, nicht mit der Rute, aber wir sperren sie ein, bis die schwarzen Hühnchen sich satt gefressen hatten, und wenn die schwarzen im Garten laufen und im Gras picken durften, dann mußte sie im Hühnerstall bleiben. Etwas hatte sie sich auch gebessert, aber nicht sehr; denn jedes neue Hühnchen, das wir geschenkt bekamen, mußte sich erst von ihr beißen lassen, wenigstens acht bis vierzehn Tage.

### Der erste Hahn.

Als einmal unser Butterbauer sah, wie die gelbe Henne den anderen ein Leides tat, da sagte er: „Dat geit nich, se mööt een Hahn hemm, de holt denn Orrnung unner de Hühner.“ Das sahen



wir wohl ein — aber — wir hatten keinen Hahn. Nun hört! Eines Tages, als unsere schwarzen Hühnchen wohl mochten ein Jahr alt sein, da fährt ein eleganter Wagen vors Haus, und heraus steigt eine Dame, zwei Kinder und noch ein Fräulein, und die bringen einen Korb mit, darüber ein leinenes Tuch ge-

nächt war. Und nun erzählt die Dame: „In dem Korbe ist ein Hahn, der ist im vorigen Jahre aus dem Ei gekrochen und hat schöne goldbraune Federn und einen großen, roten Kamm und einen schönen, grün schillernden Schwanz bekommen, und die Kinder haben ihn sehr lieb. Nun hat uns aber ein Freund neulich einen großen Prachthahn aus Amerika zum Geschenk mitgebracht, und, wie die Hähne es immer tun, die beiden hacken und beißen sich, daß man denkt, einer wird bald tot auf dem Platz liegen. Unser Hahn hat seitdem seinen ganzen schönen Schweif verloren; ob der andere Hahn ihm die Federn ausgerissen hat, oder ob sie vor Gram ausgefallen sind, wissen wir nicht, aber wir hoffen, der Schweif wird wieder wachsen.“

Weil man nun weiß, daß die Hähne sich doch nicht bessern — denn der Hahn ist ja der König auf seinem Hof, und zwei Könige in einem Lande, das geht nie — so wurde beschlossen, dieser Hahn, der bei uns aus dem Ei gekrochen war, solle geschlachtet werden. Das gab aber unter den Kindern ein allgemeines Weinen und Wehklagen, und gerade zu rechter Zeit erfuhren wir, Bethesda wolle gern einen Hahn haben. Da wurde denn einstimmig beschlossen, diesen herzubringen und Bethesda zu bitten, ihn recht schön zu pflegen.“ Während des Erzählens war das Leinen vom Korbe abgelöst, und alle drängten sich herzu, den neuen Ankömmling zu sehen. Erst lag er ganz still; er schien es noch nicht begriffen zu haben, daß das Leinen fort sei. Mit einem Male hob er die Flügel und flog zum Korbe hinaus, hopste aber ganz unglücklich hin und her, weil seine Beine noch zusammengebunden waren. Mit Mühe und Not fingen wir ihn ein und lösten das Band ab. Da stellte er sich denn mitten auf den Grasplatz, schlug mit den Flügeln und krächte ein lautes: Kikeriki! daß alle Nachbarhähne antworteten. Die gelbe Henne kam nun gleich herangelaufen,

machte einen Knig über den anderen, umkreiste den Hahn und kackelte ihm was vor; das sollte gewiß heißen: „Mein lieber Hahn, du bist der Herr König, und ich will nun deine Frau Königin sein, die anderen beiden Hühner sind nur schwarz, und das eine legt nicht einmal Eier, — die können unsere Mägde sein. Und im Hühnerstall sind zwei Stäbe, dann sitze ich nachts mit dir auf dem obersten Stab, und die beiden schwarzen können auf dem untersten Stab sitzen.“ Und so kackelte sie immerzu, und die kleinen schwarzen Hühnchen pickten ganz ruhig im Grase, freuten sich, daß die gelbe Henne sie in Ruhe ließ und ahnten nicht, daß diese sie beim König verklatschte. Der Hahn aber sah sehr stolz auf die Henne herab und zeigte ihr bald, daß er der Herr sei und sie nicht viel zu sagen habe. Er wollte dann die schwarzen Hühner auch begrüßen, aber die fürchteten sich und liefen weg, bis sie nach und nach merkten, daß er sich dazwischen stellte, wenn die gelbe Henne ihnen etwas tun wollte, und daß, wenn er etwas Gutes fand, er sie zusammenrief und allen dreien mitteilte von dem, was er gefunden hatte. Da wurden sie ganz zutraulich, aber nachts saßen sie wirklich ganz demütig auf dem untersten Stab, denn das Schlafen auf dem Stab hatten sie schon von der gelben Henne gelernt, und der Hahn saß mit der gelben Henne ganz stolz auf dem obersten.

### Die Kindernester.

Zu der Zeit waren unsere kranken Kinder gerade recht munter, spielten viel im Garten und freuten sich an den Hühnern, sahen im Stall nach den Eiern und störten die Hühner oft beim Legen. Da wurde ihnen verboten, ins Hühnerhäuschen zu gehen. Die Hühner aber liefen den ganzen Tag im Garten bei ihnen umher, und es dauerte nicht lange, da brachten die Kinder mit großem Jubelgeschrei ein Ei, das hatte die gelbe Henne unter der Bank auf

ein Häufchen Heu gelegt. Da fingen die Kinder an, Bretter und Steine zusammenzutragen, Gras zu trocknen und dann ein kleines Ställchen zu bauen, groß genug für ein Huhn, und — denkt, welche Freude! nach ein paar Tagen setzt eine Henne sich hinein, sitzt ganz lange still im Häufchen, kommt dann mit lautem Gekacker herauspaziert und erzählt, was sie getan hat. Die Kinder laufen hin, sehen nach — und richtig! im Kinderneftchen liegt ein schönes, weißes Ei! Das war freilich eine Kinderfreude, aber fürs Eiersammeln paßte es nicht gut, denn jetzt fand sich bald ein Ei unterm Busch, bald im Stall, bald unter der Bank, bald im Kinderneft, ja einmal auch mitten im Weg, und daß dabei auch manch Ei entzwei ging, war nicht zu verwundern.

### Der Hühnerhof.

Als nun der große Hahn dazu kam, der mit seinen Klauen und Sporen ganz anders zu scharren verstand, als die kleinen Hühner, so daß ganze Erdbeerpflanzen davonflogen, — beliebte er Löcher zu scharren, so groß wie eine Puddingform. Dahinein legte er sich, um sich zu sonnen, und die Hennen waren gelehrtig und machten es bald ebenso schön wie er. Da hieß es: Halt, so geht's nicht länger! Der Garten geht zugrunde und die Eier dazu, der Tischler muß daher und uns einen Hühnerhof machen. Anderen Tages kam der Meister mit vielen Bohnenstaken, die wurden aneinander gefügt, ein Türchen drin gemacht, die Klinke so hoch, daß die Kinder sie nicht öffnen können und Stäbe so dicht, das die Katze nicht das Hühnerfutter abholen kann; und als am nächsten Morgen die Hühner aufwachten und aus dem Stall kamen, da hatten sie ein eigenes Gärtchen und mußten unseren in Ruhe lassen. Anfangs gefiel's ihnen schon; es standen

zwei Johannisbeerbüsche darin, daran waren schon rötliche Beeren, die fraßen sie ab und dazu alle Blätter, bis die Büsche raßenkahl waren. Da gefiel's ihnen nicht mehr. Sie besannen sich ein Weilchen, dann fiel es ihnen ein, daß sie Vögel seien und Flügel hätten; der Hahn und die gelbe Henne spannten die Flügel auf und — flogen aus dem Hühnerhof heraus, und die gelbe Henne mit einem Male fort, daß wir sie lange nicht finden konnten. Endlich entdeckten wir sie — und wo? im Steinkohlenschauer des Nachbars, da saß sie ganz still in einem dunklen Eckchen und legte ein Ei. Nachbars Kinder hatten schnell die Tür zugemacht, und nachher bekamen wir unsere Henne wieder, und die Kinder bekamen das Ei. Da freuten wir uns beide. Nun kam aber Schwester Johanna mit der großen Schere. Der Hahn ward eingefangen und festgehalten — und rips, raps, ward von dem einen Flügel ein solches Stück abgeschnitten, daß er nicht mehr fliegen konnte. Er machte ein furchtbares Geschrei! Gewiß meinte er, er solle geschlachtet werden; denn das Federabschneiden tut ihm nicht weher, als wenn dir die Haare abgeschnitten werden. Als wir ihn wieder losließen, da lief er, was er laufen konnte, und wollte es der ganzen Nachbarschaft erzählen, welch ein Leid wir ihm angetan, darum schlug er mit den Flügeln — und es sah etwas kläglich aus, daß der eine Flügel so kurz war — und einmal über das andere rief er: Kikeriki! Kikeriki! Aber das half nichts, der Flügel war ab und blieb ab, und der gelben Henne ging es ebenso. Die konnte freilich nachher nicht krähen, die schüttelte sich nur. Die beiden schwarzen Hühner konnten ihre Flügel behalten, weil sie das Wegfliegen gar nicht versuchten. Darum rate ich euch auch, seid nur immer recht gehorsam, dann kann man euch viel mehr Freiheit lassen, als wenn ihr ungehorsam seid.

### Kosten und Gaben.

Bis dahin hatten uns die Hühner noch nichts gekostet, und die Eier waren eine reiche Einnahme, denn der Abfall von unserem Essen, der sonst fremden Schweinen zugute gekommen war, lieferte genug zur Ernährung der Hühner. Aber der große Hahn verlangte schon mehr. Da mußte Hühnerweizen gekauft werden, und der Tischler brachte seine Rechnung für den Hühnerstall und Hühnerhof, dafür mußte ich mehr als sechs Taler bezahlen. Das gefiel dem Hausstandsbeutel gar nicht, und für das Geld hätten wir freilich noch viel mehr Eier kaufen können, als die Hühner gelegt hatten. Aber was wollte ich machen? Hatte ich die beiden kleinen Hühnerweisen einmal aufgenommen und den schönen Hahn und die gelbe Henne mir dazu schenken lassen, so mußte ich ihnen doch auch ein Haus und einen Platz geben und durfte sie nicht verhungern lassen. Der Weizen und der Tischler wurden also bezahlt. Und siehe, kaum war's geschehen, da kam ein kleiner Robert, der brachte mir eine Mark für die Hühner, von denen er im vorigen Bericht gelesen, und dann kam ein kleiner Gustav, der brachte mir zwei Mark aus seiner Sparbüchse, — und dann kam eine reiche Dame, die schenkte uns zwei Taler für den Hühnerhof, und die kleine Hanna brachte wieder zwei Mark und noch eine Dame wieder einen Taler, und dann wurden gar vier Taler geschickt, und von weit her aus Basel ein Goldstück und dabei ein Briefchen ohne Namen, darin stand:

„Ein Ei ins Bethesda-Hühnerneß zu Hamburg mit dem Wunsch, daß die große, heilige Henne in diesem Hause sich recht viele Küchlein unter ihre Flügel sammle.“

Könnt ihr mir wohl sagen, wer die große, heilige Henne ist? und wer die Küchlein sind, die sie unter ihre Flügel sammeln

will? — Dabei war auch noch ein schönes kleines Gedicht eingeschlossen, das will ich doch auch hierher setzen. Hört nur, und wenn einer von euch eine schöne Melodie dazu weiß, der kann's singen:

Das Huhn im Walde.

Ein Habicht raubte einst ein Huhn,  
und flog damit in'n Wald,  
doch gütlich konnt' er sich nicht tun,  
denn es entkam ihm bald.

Es irrte einsam hin und her,  
fand nirgends Rast noch Brot,  
und nahle sich je mehr und mehr  
dem schwarzen Hungertod.

Doch Gott, der für den Sperling wacht  
und jede Blume schmückt,  
gab auf die Not des Hühnchens acht,  
hat Hilfe ihm geschickt.

Denn in dem Walde still und schön,  
des Sonntags sich zu freun,  
sieht man drei Wand'rer auf den Höhen  
beim Abendsonnenschein.

Ihr Weg führt sie den Pfad hinan,  
wo unser Hühnchen weilt,  
der treue Pudel, ihr Kumpan,  
hat es gar schnell ereilt,

Er bringt es freudig seinem Herrn,  
raust ihm kein Härchen aus,  
die Pilgrimsleute froh und gern  
es nehmen mit nach Haus.

Die Mutter gibt ihm Tranke und Brot,  
und hält das Hühnchen wert.  
So hat uns Gott in mancher Not  
wohl Rettung schnell gewährt.

Drum denk auch du in deinem Schmerz,  
wenn Mut und Kraft zerrann:  
Hat Gott für Hühnchen schon ein Herz,  
und nimmt sich ihrer an, —

Und mich, sein Kind, ließ er vergehn  
in meinem Kummer? Nie!  
O nein, sein Wort bleibt ewig stehn,  
mich liebt er mehr als sie.

Wie schön das Lied ist, das begreift ihr Kinder noch nicht, weil ihr noch gar nicht wißt, was es heißt, sehr traurig und sehr verlassen zu sein. Ihr werdet es aber wohl noch erfahren, und wenn ihr dann meint, daß ihr schier verzagen müßt, dann leset das Liedlein und die letzten Verse zweimal und „sein Wort“, wie es geschrieben steht Matthäi 6, Vers 26, das leset sechsmal oder 26 mal, ihr könnt's nicht zu viel lesen, und wenn ihr dann nicht fröhlich seid, dann weiß ich nicht, was ich von euch denken soll.

An unserer kleinen Hühnergeschichte könnt ihr's ja auch sehen: Der liebe Herr hat für die kleinen verlassenen Kücken gesorgt, er hat für unseren Geldbeutel gesorgt, und er hat nun schon über 25 Jahre für alle, alle Bethesdaleute gesorgt, und es ist bis jetzt noch keiner verhungert und keiner erfroren, wir haben immer Essen und Trinken und Kleider und Wohnung gehabt. Wir wollen auch immer bei diesem lieben, treuen Herrn bleiben.

### Der Prachthahn und das reizende Hühnchen.

Und — wieder ward ein zugenähter Korb gebracht! Ein Mann brachte ihn und sagte: „Da ist aber was Prächtiges drin!“ Und er hatte recht. Als wir die Decke losgetrennt hatten, da nahm der Mann einen Hahn heraus, der sah doch wirklich aus wie Gold und Silber und Edelstein, und der war so groß, daß

unser Hahn wie ein Küchlein dagegen aussah. Und Sporen hatte er an seinen Füßen, wie keiner von uns sie jemals gesehen hatte. Laß Papa dir mal seinen kleinen Finger zeigen, so lang waren sie, und am Fuß auch eben so dick, und am Ende so spitz wie ein Pfriemen — eine entsetzliche Waffe! Als wir ihn nun so betrachteten, schlug er mit seinen Flügeln und krächte, daß alle Hühner sich scheu zusammendrückten. Dann scharrte er mit aller Gewalt, daß die Erde umherflog, rief mit kuck, kuck, kuck die Hühner zusammen, zeigte ihnen, was er für sie gesucht und gefunden und grüßte sie sehr freundlich. Wahrscheinlich sagte er: „Meine lieben Hennen, der andere Hahn ist nur ein jämmerlicher Kerl; seht mich an, ich bin jetzt euer König!“ Und als unser ehrlicher Hahn sich das nicht wollte gefallen lassen und die Hühner zu sich lockte, da fuhr er auf ihn los mit Schnabel und mit den großen Sporen und mit lautem Geschrei und gab ihm solche Ohrfeige, daß unser armer Hahn voll Schreck und Angst ins Hühnerhaus floh und sich ganz traurig auf dem obersten Stab in eine Eke drückte. — So war der neue Prachthahn nun Herr und König. Aber uns gefiel das übel, denn wir hatten unseren alten Hahn lieb und schämten uns etwas, daß er sich so schnell wegzagen ließ. Indessen einstweilen war Friede, und wir konnten das mitgekommene Hühnchen betrachten. Hört, das war ganz reizend, aber ganz das Gegenteil von dem Hahn, gar klein und zierlich und sah mit seinem kurzen Hals und niedrigen Beinchen so demütig aus, drängte sich immer von einem Winkel in den anderen, und mit seinen klugen Augen guckte es so wehmütig und traurig umher, wenn die anderen es vom Essen wegjagten und immer mit ihm zanken wollten, daß es einen ordentlich dauerte. Am Ende versteckte es sich ins Hühnerhaus und kam nur heraus, wenn die Hühner an der anderen Seite des Hühnerhofes waren.

Dann fraß es schnell und lief wieder ins dunkle Häuschen. Und das Tierchen war so hübsch! Es hatte ganz silbergraue Federn und die waren ganz wie mit weißen Perlen bestreut, und gleich am ersten oder am zweiten Morgen legte es ein schneeweißes Ei, und das wollte es alle Morgen tun. O, wir hatten das fromme Hühnchen sehr lieb, aber — es sah immer trauriger aus.

### Die traurige Geschichte.

Am dritten oder vierten Morgen — da lag das silbergraue Hühnchen tot im Stall. Es hatte sich gewiß totgegrämt, denn krank war es gar nicht gewesen.



Aber was sollte nun mit den beiden Hähnen geschehen? Zusammen konnten sie nicht bleiben. Unser erster Hahn kam immer wieder heraus und versuchte einen Kampf, aber er konnte den großen nicht überwinden. Denkt nur, der hat ihm ein großes Loch in seinen roten Kamm gebohrt. Wir sahen es, sie würden sich die Augen aushacken und einander totbeißen, das konnten wir doch nicht geschehen lassen. Als nun eines Morgens die ganze Tür vom Hühnerstall mit Blut bespritzt war, da wurde beschlossen: Heute muß einer von den beiden geschlachtet werden. Aber welcher? Der große Prachthahn? Oder der schwer verwundete? Wir besannen uns nicht lange. Unser lieber erster Haushahn, der schon einmal von einem Prachthahn verdrängt und in Lebens-

gefahr geraten war, der sollte leben bleiben und gepflegt werden, und der große Eindringling sollte unters Messer. Unser Butterbauer, der viel Hühnerverstand hat, kam auch noch gerade dazu und gab das Urtheil: „Loot den Groten man slacht warn, de groten Kerls freet veel und dööcht nich veel.“

Da kam denn die Küchenschwester mit ihrem großen Schlachtmesser und — — da hing der Prachthahn ohne Kopf, bei den Beinen aufgehängt, damit er ausbluten könne; und am anderen Tage hatten wir Bethesdaleute, die Kranken wie die Gesunden, eine vornehme Mahlzeit! Hähnensuppe und Hähnensbraten — über die Maßen schön!

Aber — hört weiter — die traurige Geschichte ist noch nicht aus. Ein Freund von Bethesda hatte seinen Hühnerhof aufgegeben und schenkte uns ein gelbes Huhn, das bis dahin immer Eier gelegt hatte. Bei uns legte es aber kein Ei, und wir merkten bald, es war krank. Ob es nun die Masern oder die Wasserpocken gehabt hat, das weiß ich nicht, vielleicht haben die Hühnerkrankheiten auch andere Namen, aber eine ansteckende Krankheit ist es gewiß gewesen, denn die Hühner wurden alle krank. Ihre schönen roten Kämme wurden weiß, oder wenigstens ganz hell; sie hockten in den Ecken umher, mochten nicht laufen und nicht fressen, und Eier legten sie gar nicht. Das war doch traurig! Nun bekamen sie ordentlich Medizin, aber nicht mit einem Eßlöffel, das ging nicht. Es wurden große, längliche Pillen gemacht von Butter und Pfeffer, die wurden ihnen in den Hals gesteckt. Dann legten wir eiserne Nägel in ihren Wassernapf, daß sie das Eisenwasser trinken mußten, und das tat ihnen gut. Der Hahn und zwei Hennen wurden bald wieder munterer, aber die neue gelbe Henne wurde immer elender, so daß wir sie am Ende schlachten und begraben mußten und — paßt auf, was nun kommt!

Das eine von unseren ersten Hühnchen, das faule, das immer fressen und keine Eier legen wollte, das ward so groß und dick, daß es ordentlich wackelte. Und als es eines Morgens dicht bei der Küche war, da taumelte es hin und her, als wenn es betrunken wäre, drehte sich rund herum, purzelte die Küchentreppe hinunter in die Kasematte und — war mausetot. Da mußten wir's auch begraben. Vorher aber schlachteten wir es, denn wir wollten doch gern wissen, was ihm gefehlt hatte. Und denkt nur, es hatte die Fettkrankheit gehabt: alles war inwendig so mit Fett zugewachsen, daß es davon hatte sterben müssen. Also nehmt euch in acht: Eßt nicht so viel, und seid nicht faul, sonst geht's euch wie dem Setzhühnchen.

#### Neuer Zuwachs.

Nun war unser Hühnerhaus und Hühnerhof ganz leer geworden. Der Hahn hatte nur die eine schwarze und die erste gelbe Henne zu beaufsichtigen. Da war denn großer Friede; selbst die gelbe Henne ließ die schwarze ruhig fressen, wenn sie sich nur erst satt gefressen hatte. Am 7. Juni war wieder ein Freudentag, da fingen die Hühner an Eier zu legen.

In der Woche darauf bekamen wir ganz viele große Eier, ich glaube vierzig Stück geschenkt und dazu eine wunderschöne, glatte, rabenschwarze Henne, aber viel größer als unsere gestorbene. Die fing auch bald an, Eier zu legen, und zwar ganz große, beinahe wie Enteneier. Nun hatten wir wieder drei Hennen, und die versorgten uns so treulich mit Eiern, daß wir bis kurz vor Weihnachten gar keine zu kaufen brauchten, und Kranke und Gesunde damit konnten gepflegt werden. Alle Eier, die des Sonntags gelegt werden, die kriegt unser lieber Pastor,

dem ja eigentlich der ganze Hühnerhof gehören mußte. Es ist auch ordentlich, als ob die Hühner das wüßten, denn gewöhnlich legen sie Sonntags am fleißigsten, und manchen Sonntag bringt jedes Huhn sein Ei. Das ist denn immer eine besondere Freude.

Als nun dies Frühjahr herbeikam, da kamen wieder zwei fremde Hühner und verdarben und zerpickten unseren Garten, und wenn der Hahn sie lockte, da kamen sie und fraßen unseren Hühnern das Futter auf. Wir jagten, wir fragten, aber die Tiere kamen immer wieder, und niemand wollte sie als sein Eigentum festhalten. Da mußten wir's denn geschehen lassen, daß sie in unserem Stall sich auch ihr Schlaflogis nahmen, und siehe, am anderen Morgen bezahlten sie ihr Futter und ihr Nachtlager mit einem Ei. Die gelbe Henne streitet freilich mit jedem neuen Ankömmling, aber sie muß es sich doch am Ende gefallen lassen, sie bei sich zu dulden.

So haben wir denn nun wieder fünf Hühner und einen Hahn, und wenn wir erst so viel Geld haben, daß wir einen Brütestall anbauen können, dann wollen wir einmal sehen, ob nicht eine von den Hennen geduldig genug ist, um 21 Tage auf Eiern zu sitzen, damit wir kleine Küchlein bekommen. Das wäre doch zu niedlich, und davon könnte man am Ende wieder eine neue Hühnergeschichte schreiben, draus die Kinder lernen könnten, so gehorsam auf der Mutter Wort zu hören, wie die kleinen Küchlein, wenn die Alte ruft: Glück! Glück!

### Die Eierschalen.

Von Hahn und Hühnern und Eiern habe ich euch nun genug erzählt, nun muß ich noch von den Eierschalen erzählen. Ihr müßt nun nicht glauben, daß die alle weggeworfen werden, o ja nicht, davon haben wir noch viel Freude gehabt. Die

ersten zwei Eier, die das schwarze Hühnchen Ende Februar 1866 gelegt hatte, bekam der Pastor, die wollte er aber nicht zerbrechen. Da hat die Pastorin oben ein feines und unten ein größeres Löchlein in die Eierschale gemacht und hat alles, was drin war, herausgeblasen. Dann hat sie kleine, blanke Dreilinge durchs große Loch hineingesteckt, hat das zugeklebt, und der Pastor hat Bildchen drauf gemalt und Sprüchlein drauf geschrieben, will's euch beschreiben. Auf dem einen Ei ist ein Lämmchen mit einer Fahne, drunter steht: „Unser Osterlamm“ — und dabei der Vers: „Am Sonntag freu dich, o Mutter mein, da werd' ich vom Tod erstanden sein. Da trag' ich das Kreuz mit der Fahne in der Hand!“ — Auf dem anderen Ei ist eben solch Lämmchen, aber viel kleiner, und daneben: Kreuz, Dornenkrone und drei Nägel, und drunter der Vers: „Bald hab' ich überwunden nun durch des Lammes Blut, das in den schwersten Stunden die größten Wunder tut.“ Die Eier bekam ich zu Ostern geschenkt. Da habe ich die Löchlein wieder geöffnet und die Dreilinge in die Hühnerkassette gesteckt, die Eier aber habe ich bewahrt, und wer sie sehen will, dem will ich sie zeigen. Das waren die ersten Eier. Da haben wir's aber nachher auch so gemacht. So viele Eier wie möglich haben wir ausgeblasen und die Schalen bewahrt, und als nun der Winter kam, als die liebe Adventszeit da war und bei der Morgendandacht immer ein Adventslicht mehr angezündet wurde, da haben wir uns eines Abends zusammengesetzt, Kinder und große Leute, auf dem Tisch stand ein Gummitöpfchen, und da lagen viel Nüsse und prächtig glänzender Gold- und Silberschaum. Da kam denn auch die Küchenschwester und brachte einen großen Beutel voll ausgeblasener Eier, die wurden nun versilbert und vergoldet und mit glänzenden Streifen beklebt. Als nun am

Tage vor Weihnachtsabend ein schöner grüner Tannenbaum ins Haus getragen ward, um den Weihnachtsaal zu schmücken, da wurden die goldenen Eier daran gehängt und dazwischen die kleinen Nüsse und die rotbackigen Äpfel, und als nun am Weihnachtsabend die vielen Lichter dazwischen befestigt und angezündet wurden, da war das ein Glanz, als sähe man in den Himmel hinein mit all seinen vielen tausend Sternen.

Aber die lieben Eier hatten noch nicht ausgedient. Als die Feiertage zu Ende waren, da wurden die Nüsse und Äpfel verteilt, die konnten ja von den Kindern verzehrt werden, die Eierschalen — das heißt, die nicht entzwei gegangen waren, — die wurden vorsichtig abgenommen und aufbewahrt. Aber wozu denn? Zum lieben Osterfest. Da wurden alle die neu hinzugekommenen Eier bemalt und beschrieben für jeden in Bethesda und im Pastorenhaufe ein Ei. Die wurden im Grase versteckt und auf den Beeten und unter Blumentöpfen, und die goldenen Eier wurden in die Büsche und Bäume gehängt, da wurden sie vom Wind hin- und hergewiegt und glänzten und blinkten im Sonnenschein. Die konnten dann von den kleinen Kindern abgepflückt werden, die noch auf dem Arm getragen wurden. Als alle Eier gefunden, da setzten wir uns, weil es kalt war, ins warme Zimmer, sangen Osterlieder, lasen die Reimlein und verteilten die Eier, und ein jeder ging reich nach Hause und hing sein Ei über sein Bett, oder bewahrte es sonst, wie er wollte.

Bei all dieser Freude hatten wir aber doch noch so viele Eier behalten, daß am 1. Ostertag alle erwachsenen Leute in Bethesda Eier essen konnten, und die Kinder warteten bis zum nächsten Fest, zum lieben Pfingstfest, da konnten auch sie eine Eiermahlzeit halten.

Das hat Gott getan.

Nun sagt doch, hat uns Gott nicht einen großen Segen  
gegeben zu den kleinen verlassenen Küchlein, die wir aufgenommen?  
So viel Freude, und so viel Geld, und so viel Eier, und so viel  
Hühner! Und wenn der liebe Gott uns das nicht alles gegeben  
hätte, dann hätte ich's euch nicht erzählen können, und das ist  
auch eine Freude für euch und für mich, darum laßt uns singen:

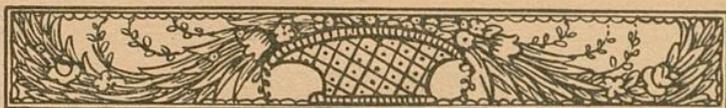
Geh aus, mein Herz, und suche Freud'  
in dieser lieben Sommerzeit  
an deines Gottes Gaben;  
schau an der schönen Gärten Zier,  
und siehe, wie sie mir und dir  
:: sich ausgeschnücket haben. ::

Die Lerche schwingt sich in die Luft,  
die Blumen geben süßen Duft,  
Und grün sind Busch und Wälder!  
Die hochbegabte Nachtigall  
ergöhzt und füllt mit ihrem Schall  
:: Berg, Hügel, Tal und Wälder. ::

Die Glucke führt ihr Dölklein aus,  
der Storch baut und bewohnt sein Haus,  
das Schwälblein äßt sein' Jungen.  
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh  
ist froh und kommt aus seiner Höh  
:: ins tiefe Gras gesprungen. ::

Ich selber kann und mag nicht ruhn,  
des großen Gottes großes Tun  
erweckt mir alle Sinnen.  
Ich singe mit, wenn alles singt,  
und lasse, was dem Höchsten klingt,  
:: aus meinem Herzen rinnen. ::





## 9. Salems Hühnerhof und wie er entstanden ist.

**R**ichtig! da finde ich noch ein Stückchen Papier, und ein paar Stunden Zeit habe ich auch noch übrig behalten, das soll für meine lieben Kinder sein, die mich das ganze Jahr gefragt haben, ob ich ihnen nichts mehr von den Hühnern erzählen kann. Ach, die haben allerlei Erlebnisse gehabt, hört nur zu!

Unser junger Hahn sieht aus wie ein König, wenigstens wie ein Graf. Wenn man aber die Biographie, d. h. Lebensgeschichte, solch hoher Herren erzählen will, dann fängt man immer bei den Vorfahren, d. h. bei Vater, Mutter, Großvater, Großmutter, Großtante, Großonkel an. Wenn ihr erst solche Bücher leset, dann werdet ihr das merken. Darum habe ich denn auch das alte Hühnerbuch, das diese Geschichte der Ahnen enthält, wieder mit abdrucken lassen, damit ihr das Ganze im Zusammenhang habt.

Also — ich fange an. Zuerst muß ich euch erzählen, wer ich bin, und wo ich bin. Ihr nennt mich Tante Eise. Meine Kinder hier in Bethesda nennen mich aber alle Bethesdamutter. Weil aber die großen und kleinen Bethesdakinder so viel Spek-

takel und Unruhe machen, so habe ich mich in den Wagen gesetzt, der nach Barmbeck fährt, bin in der Johannisstraße ausgezogen und nach Salem spaziert, bei der Sonntagschulkapelle vorbei ins stille Siechenhaus. Da sitze ich im allerletzten Zimmer, und wenn es warm ist, auf der Veranda und schreibe. Vor mir habe ich große, große Felder, alle schon besät und bepflanzt. Die Kornfelder sind schon grün, die Gemüse gucken schon hier und da aus der Erde heraus, und ein Keimchen fragt das andere: „Is't all warm?“ Und die Sperlinge, die Spitzbuben, hüpfen auf den Bäumen von Zweig zu Zweig, schlagen mit den Flügeln, weil sie nicht in die Hände klatschen können und jubeln: „De Aafken sin da! de Aafken sin da!“ Gestern waren alle Pflanzen so durstig, da zogen dunkle Gewitterwolken auf, und als der liebe Gott es sagte, da ließen sie Tröpfchen fallen, ganz fein und linde! O, wie die jungen Pflänzchen sich reckten und streckten, um die Labung zu empfangen! Und weil sie nicht „danke“ sagen konnten wie die Menschen, nicht jubelnd singen konnten wie die Vögel, so dufteten sie und grüntem dem lieben Gott zu Ehren, daß man sich nicht satt sehen, nicht satt atmen konnte! Und ich mußte das Lied von den böhmischen Brüdern singen, das im Liederlegen Nr. 447 steht. Leset das einmal und lernt das auswendig, bis ihr es inwendig wißt — und dann tut danach.

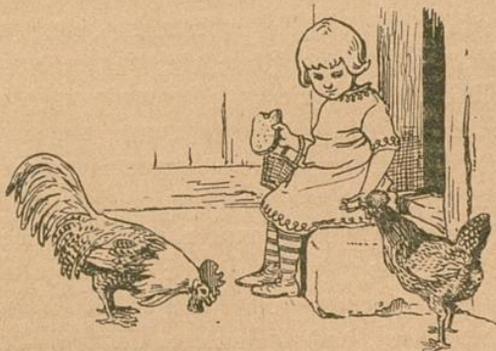
Wenn ich hier von meiner Stube aus dem Fenster sehe, dann habe ich einen großen Garten vor mir mit vielen Tannen, Obstbäumen, Sträuchern aller Art, Gemüse- und Blumenbeeten, und alles grünt und sproßt. Aber die Pflanzen sind noch alle klein und zart, sind noch wie eben geborene Kinder, denn sie sind erst in diesem Jahre gepflanzt. Schatten können die Bäume daher noch nicht geben, aber wenn der liebe Gott seinen Segen

gibt, daß sie weiter wachsen, dann wird der Schatten auch nicht ausbleiben. Und ich glaube, er will es: denn er hat dem Garten einen treuen Vater gegeben, der die Pflanzkinder mit großer Sorgsamkeit hegt und pflegt. Er hat freilich einen etwas schrecklichen Namen, denn er heißt beinahe „Wolf“; da sollte man bange sein, er werde alles zerstören und verderben und uns dazu fressen, aber das tut er nicht. Ihr müßt aus seinem Namen einen Buchstaben austreichen und dafür einen aus dem Wort gut hineinsetzen, dann habt ihr den Vater, der nicht allein für den Garten, sondern für das ganze Salem mit wahrer Vaterliebe sorgt und denkt und arbeitet, wie kein anderer. Der hat auch nicht allein Feld und Garten angelegt, er hat auch einen Hühnerhof und Hühnerstall gebaut, aber freilich — die Hühner dazu konnte er nicht schaffen. Aber jetzt? Denkt nur, jetzt spaziert im Hühnerhof ein Hahn, und das ist der Graf oder König, von dem ich vorher sprach. Seine Federn sind wie helles Gold und dunkles Gold, und in den Flügeln sind ein paar lichte Federn, die sehen aus wie Silber, und sein hochstehender weißer Schweif leuchtet wie pures Silber, dazu hat er einen scharlachroten Kamm, der stolz wie eine Krone auf seinem Kopfe steht. Als noch nichts gepflanzt war, da spazierte er mit seiner graugelben Henne mit kleinem Häubchen, die bescheiden hinter ihm her trippelte, hier im Garten umher. Als ich die beiden aber genau ansah, da mußte ich fragen:

„Tud, tud, tud, tud, Höneken,  
wat doot ji hier in Gaarn?  
Ji hört ja na Bethesda hen,  
wer schall ji hier nu waarn?“

Sie antworteten aber ganz fröhlich:

„Dat deit de Swefter Guste,  
wi speelt vor ehre Döhr,  
se Futtert uns de Höneken,  
wi gest ehr Eier davör.“



Nun geht die eigentliche Hühnerggeschichte aber erst an, und ich muß da anfangen, wo ich im ersten Teil aufgehört habe. Da hieß es: „Das hat Gott getan!“ Er hat uns von den Hühnern so viel Eier gegeben, daß nicht allein unsere Doris, die Köchin, genug hatte, nein, um Ostern konnten die Erwachsenen und um Pfingsten die Kinder eine Eiermahlzeit halten. Das war eine Freude! Gleich nach Pfingsten, als die Eier verzehrt waren, du hörte unsere fleißigste Henne auf zu legen. Sie saß wohl im Nest stundenlang, aber Eier kamen nicht. Mehrere Male jagten wir sie davon, aber dann lief sie ganz ernsthaft im Hühnerhof umher und glückte, als ob sie kleine Kücken lockte, die waren aber gar nicht da. Und dann ging sie wieder in den Stall und setzte sich ins Nest, besonders wenn die eine oder die andere der Hennen drin ein Ei gelegt hatte. Nun merkten wir, es war ihr ein wirklicher Ernst, sie wollte Eier ausbrüten. Da

machten wir ihr denn ein schönes Nest zurecht, unsere Doris legte gar kunstgerecht siebzehn Eier hinein, und wir setzten das Nest in einen besonderen Stall, wo die gute Henne nicht von den anderen Hühnern gestört und geneckt wurde darüber, daß sie nun steif sitzen mußte, wenn all die anderen im Hofe scharren und liefen und pickten. Die gute Henne ging nun in den Stall, besah sich das Nest von allen Seiten, stieg dann vorsichtig hinein, machte sich dann so breit, so breit sie konnte, um all die vielen Eier mit ihren Flügeln zu decken — aber es ging nicht. Die Henne war nur klein, und wie sie sich auch abmühte und drehte und wendete, drei Eier blieben immer unbedeckt. Bethesdamutter hatte freilich im voraus gesagt: „Der Eier sind zu viel,“ aber Doris wollt's nicht glauben. Die Henne schien sich nun Mühe zu geben, bald die einen, bald die anderen Eier zu wärmen, aber das mußte ihr auch verkehrt vorkommen, — denn denkt nur! am anderen Morgen lag ein Ei ausgefressen und zerbrochen am Boden. Nun sahen nur noch zwei aus den deckenden Flügeln hervor; am zweiten Tage hatte sie das zweite Ei gefressen, am dritten das dritte. Nun waren wir wirklich bange, sie werde nach siebzehn Tagen alle siebzehn Eier gefressen haben und dann davonlaufen und uns auslachen. Aber nein, so machte sie es nicht. Am vierten Tage, da sie alle Eier bedecken konnte, fand sich keine Eierschale mehr, und das treue Tier saß still und geduldig Tag und Nacht auf ihren Eiern und lockte durch die Wärme die kleinen Hühnchen im Ei, daß sie wuchsen und lebendig würden. Morgens früh, wenn die anderen Hühner noch schliefen, dann öffneten wir den Gluckenstall. Dann lief die Henne heraus wie wild, gluckte und scharrte und pickte und lief mit weitausegebreiteten Flügeln, als ob sie ein Duzend Küchlein zu hüten und zu füttern hätte. Während der Zeit setzten wir ihr frisches

Wasser und Futter in den Stall. Nach ungefähr fünf bis zehn Minuten kam sie aus dem Garten zurück, fraß in großer Geschwindigkeit, was sie nur picken und schlucken konnte, nahm einen Trunk Wasser hinterher, und dann stieg sie sacht und behende wieder ins Nest und deckte ihre lieben Eier zu. So vergingen einundzwanzig Tage. Nun sollten die Hühnchen kommen, aber — es verging der zweiundzwanzigste und dreiundzwanzigste Tag, und kein Hühnchen ließ sich sehen. Uns wollte schon fast bange werden, da — am 22. Juni Anno 1868, also drei Jahre, nachdem die Küchlein in Pastors Garten waren gefunden worden, da piepte es ganz fein im Hühnerneft — und siehe da, ein schwarzbraunes Küchlein streckte ganz keck und neugierig sein Köpfchen aus den Flügeln der Glucke hervor. Wir nahmen es von der Alten, damit die nicht im Weiterbrüten gestört werde, und taten es in ein Mattenkörbchen, ließen es dann auf einem Teebrett laufen und fütterten es mit Gries und Grüze. Das Fressen verstand es vortrefflich, konnte gerade so gut picken wie dein Brüderchen oder Schwesterchen an Mutters Brust saugt, aber das Laufen sah anfangs sehr schiefbeinig und wackelig aus, und wir mußten oft lachen, wenn das kleine Putchen rundum tründelte, weil die kleinen dummen Beinchen entweder zu weit voneinander oder zu dicht zusammen geraten waren. Tags darauf bekam der kecke Erstgeborene zwei kleine, goldgelbe Geschwister, und am dritten Tage kamen noch ein gelbes und zwei schwarze Hühnchen dazu. — Aber nun hatt's ein Ende; wir warteten noch zwei, drei Tage, aber kein Hühnchen kroch mehr aus. Da wurde die Alte vom Nest genommen und die Eier untersucht, und alle acht waren leider faul. Das war ein Kummer, aber wir mußten uns trösten. Nun wurden der Glucke ihre Kleinen zur Erziehung und Versorgung über-



geben. Ach, und wie war die Alte treu und zärtlich! Wenn die Kleinen ein Stündchen gelaufen waren und gepickt hatten, dann spreizte sie die Flügel

glückte, dann krochen alle unter und hielten ein kleines Schläfchen, oder wärmten sich durch, steckten wohl einmal den Schnabel durch die Federn und schauten mit ihren blanken Augen neugierig umher, und dann: Schlupf! saßen sie wieder in ihrem warmen, weichen Federhause, gerade wie ihr in Mutters Schoß. Einen Hühnerkorb hatten wir nicht. Da wurde denn der Laufkorb der Kinder unten mit Leinen gefuttert und die Glucke mit ihrer Schar hineingesetzt. Tags stand der Korb auf dem Grasplatz, nachts im Stall. Aber — aber — die kleinen Menschenkinder machen allerlei Not, wenn sie heranwachsen, und die kleinen Hühnerkinder auch. Die kleinen Menschenkinder schreien und mögen nicht liegen, wollen gewartet sein, werden eigensinnig, werden ungehorsam, haben allerlei Not und machen allerlei Not. Die kleinen Kücken machen's ganz ähnlich. Die Glucke spreizt die Flügel — die Kücken kommen nicht; die Alte will sie wärmen, sie steigen ihr auf den Buckel, der Korb ist für sie gefuttert, sie sehen zu, ob sie nicht unterm Futter durch ins Freie kommen können.

„Tud, tud, tud, tud Hönken,  
wi will di dat ergahn?“

Ja, hört nur, wie es dem kleinen hellgelben, naseweisen Bengel ergeht. War so ein kecker, hübscher Hahn, aber er lugt und lugt, ob er nicht eine Öffnung finden kann, so groß, daß er durch kann, und er weiß, er darf es nicht. Und draußen

schleicht die häßliche graue Kaze und lugt und lugt, ob sie nicht eine Öffnung findet, so groß, daß sie mit ihrer weichen Pfote nur hindurch kann. Wir hatten sie schon oft fortgejagt und ihr mit dem Stock gedroht, aber sie war immer wiedergekommen. Wenn die alte Henne sie spürte, dann glückte sie freilich, daß alle Küchlein schnell unterkriechen sollten, aber der kecke Hahn kam nicht, mochte wohl denken: „Is nich nödig.“ Plötzlich erscholl Zetergeschrei im Garten. Die ganze Kinderschar kam an mit dem Jammerruf: „Die Kaze ist mit einem Kücken im Maul davongelaufen!“ Natürlich wir alle hinterher mit Stöcken und Stangen, aber keine Kaze, kein Kücken war zu sehen. Später fanden wir hier und da ein gelbes Federchen, und die Kaze ließ sich auch wieder sehen, plinkte mit den grünen Augen, leckte sich die alte Naschschnauze, und wenn wir sie schalten, sagte sie höchstens: „Miau, gif mi wat to eten!“ oder auch: „Miau, dat het goot smeckt!“ — Wir dachten nun, die Kleinen sollten vorsichtiger und gehorsamer geworden sein, wurden sie doch alle Tage größer und vernünftiger, aber nein, noch waren keine vierzehn Tage vergangen, da höre ich die alte Henne laut glücken. Vier Küchlein kamen und nahmen, was die Hühnermama ihnen gab, aber eins von den schwarzen blieb unterm Busch — sie liefen nämlich jetzt schon frei im Garten umher und waren nicht mehr unter dem Korbe — die Alte rief und rief, aber das Küchlein lehrte sich nicht daran und zauste sich im Busch mit irgend etwas herum, was ich nicht erkennen konnte. Wir schalten es, wir jagten es, aber es meinte wohl, es sei klüger als wir alle miteinander und lief immer wieder zu seinem Schatz hin. Als der Abend kam und die Küchlein zu Bett sollten, da waren nur vier da, vom fünften war keine Spur zu finden. Als ich unter dem Busch zusah, wo es immer hingelaufen, da fand ich den Schatz — das

war ein alter verdorbener Heringschwanz, der hatte das Küchlein verleitet zum Ungehorsam, aber vom Hühnchen fand ich nichts, nicht einmal ein Federchen oder Schnäbelchen oder Beinchen, es war ganz fort. Die graue Kacke aber spazierte am anderen Morgen wieder mit ihren plinkigen grünen Augen im Garten. Daß sie das Hühnchen gefressen, hat sie mir nicht gesagt, aber sie sah aus, als ob sie dächte: „Wenn ick se man kriegen kann, denn freet ick se all söß.“ — Ich bitte euch, lieben Kinder, wenn euch etwas zum Ungehorsam verführen will, dann denkt nur jedesmal: Das ist gewiß auch nur so ein alter, verdorbener Heringschwanz! Seht es gar nicht an, geht davon und seid gehorsam, damit euch kein Leid widerfahre vom bösen Feind.

Die übrigen vier Hühnchen blieben am Leben und wuchsen heran. Bald hörten wir ganz kleine komische Töne, erst wußten wir gar nicht, was das zu bedeuten hatte, bald merkten wir's aber, eins der Kücken lernte krähen. Es hatte freilich keine Krähestunde, wie Kinder Singstunde bekommen, wenn sie sollen singen lernen, aber es war wohl ein besonders gescheiter Hahn, der genau aufpaßte, wenn der alte Hahn im Hühnerstall krähte, und es dem nachzumachen suchte, denn er krähte akkurat so wie der, nur ein bißchen feiner.

Bei dem alten Hahn fällt mir aber ein, daß ich noch etwas nachzuerzählen habe, was nicht in dem Hühnerahnenbuch steht, nämlich den Tod des ersten Hahnnes, der mit seinem goldgrünen Schweif so viel Staat machte, dem nur leider von dem anderen großen Hahn ein Loth in den Kamm gebissen war, daß der nun schief überm Kopf hing, wie dem Betrunkenen seine Mütze. Der arme Schelm hörte mit einem Male auf zu krähen, mochte auch weder picken noch trinken, saß auch abends nicht auf der Stange, sondern geduckt in einer Ecke, und weil einige Leute, die das

besser verstanden als wir, sagten: „De mut slacht warrn“, so kam die Köchin mit dem Messer und — der Herr des Hühnerhofes wurde geschlachtet, und da kein Fehl an ihm zu finden war, gekocht und gegessen.

Acht Tage nachher bekamen wir einen anderen Hahn geschenkt, und das war gut, denn schon war unter den Hühnern lauter Zank und Streit und Hadern und Beißen. Der Hahn war freilich nur ganz klein, mit Federn an den Füßen, als hätte er kleine Pumphosen an, und ich dachte, die großen Hühner würden ihn auslachen, aber nichts da, er hob die kurzen Beinchen ganz hoch und ging so stolz und gebieterisch einher, und der gerade Kamm gab ihm ganz ein kriegerisches Aussehen, und dabei schlug er mit den Flügeln und krächte, als wollte er sagen: „Rührt euch mal!“ Die Hühner ließen sich auch ganz gehorsam von ihm ziehen. Dieser Hahn war nun, ohne daß er es wollte, der Lehrmeister unseres Küchleins. Wenn der kleine aber krächte, dann schaute er sich gewöhnlich verwundert um, wo doch der Ton herkomme. Auf dieses zirpende Krähen horchten aber auch die anderen Kücken, und bald fing ein zweites und ein drittes an, den Kopf und Hals zu recken und mit großer Anstrengung ein Ä ä ä — zustandezubringen. Das war keine sonderliche Freude für uns, da bekanntlich die Hähne keine Eier legen, mehr fressen als die Hühner und sich untereinander zu Tode beißen. Es lag also auf der Hand, wenn sie groß genug wären, müßten sie geschlachtet werden. Es dauerte auch gar nicht lange, da fing das kleine ungezogene Jungenvolk schon an, gegeneinander anzufliegen und zu hacken, und das von Woche zu Woche ernsthafter. Das Krähen wurde auch von Tag zu Tag verständlicher, und jeder ließ sich hören, als könne er es am besten. Ob unser lieber kleiner Hahn mit den Pumphosen sich das zu Gemüte nahm,

ob er Revolution fürchtete oder der Köchin Schlachtmesser, oder was es war, was sein zartes Hahnenherz beschwerte, — kurz, eines Tages lag er im Hühnerhof auf der Seite und streckte Beine und Flügel von sich. Auf unser Zureden ermannte er sich noch einmal, noch ein paarmal; wir glaubten sein Bein gebrochen und legten ihm kleine Schienen an, der Doktor aber untersuchte ihn und sagte, der Knochen sei ganz gesund. Wir gaben ihm Pfefferpillen und einen eisernen Nagel ins Trinkwasser, — alles umsonst. Der Hahn lag kalt und starr und tot, noch ehe es wieder tagte. Wir bewahrten einige Federn zum Andenken und begruben ihn im Garten. Der eine von den jungen Hähnen, ein kleiner, hübscher, goldgelber Kerl, suchte uns nun durch sein lautes Krähen kund zu tun, daß er sich von den dreien am besten zum Hühnervater und Erzieher eigne, und er wurde dazu auserkoren. — Aber — ihm war ein anderes Los beschieden. Am Tage darauf bekamen wir einen ganz, ganz jungen, aber sehr großen Hahn geschenkt. Eine Zeitlang vertrugen sich die beiden ganz gut, wohl weil der große so sehr jung und noch sehr hange war. Von den anderen beiden dunkelen Hähnen wurde eine schöne Mahlzeit in Bethesda gehalten; wir konnten sie wirklich nicht länger füttern und sich beißen lassen. Nun kam aber wieder die Frage: Was machen wir mit den beiden Hofhähnen, davon einer noch hübscher heranwuchs als der andere, und die nun auch anfangen, in Haß und Eifersucht einander anzuseinden? Schlachten wollten wir so ungern einen von ihnen. Da kam die liebe Schwester Auguste aus Salem und bat: „Schenkt mir doch einen Hahn, ich will ihn draußen auch gut hegen und pflegen.“ Einen Hahn allein, das ging aber nicht, der würde sich ja zu Tode grämen in der Einsamkeit. Wir überlegten das, die beiden Kleinen wurden doch von den anderen Hühnern schlecht behandelt,

sie sollten immer kuscheln, und alle hackten auf sie. Die Hühnermama legte wieder Eier und fragte nun nichts mehr nach ihren Kindern. Da nahmen wir abends Brüderchen und Schwesterchen aus dem Hühnerstall, packten sie in einen wohlverwahrten Korb, und Schwester Auguste trug sie im Arm nach Salem, da der Weg doch für die kleinen müden Tiere zu weit zu laufen war. In Salem waren sie erst im Keller neben der Küche und hätten sich bald die kleinen Klauen zerbrochen, weil sie so gern in die harten Fliesensteine ein Loch scharren wollten. Sie waren draußen bald ganz heimisch, vertrugen sich prächtig und liefen immer dicht beieinander, wie die allerersten Küchlein getan hatten. Als nun gar der liebe Vater Wulf ihnen einen prächtigen Stall baute, wo sie eine Treppe hoch zu wohnen kamen, da er unten sollte späterhin zu einem Enten- oder Gänse- oder Brütstall benutzt werden, — und als sie einen großen, köstlichen Hof dabei bekamen, mit Krautwerk darin und schön eingehegt, darin sie nach Gefallen scharren und picken konnten, — da war die Freude gar groß, und sie würden nicht nach Bethesda zurückkommen, wenn man ihnen auch zehn Taler bieten wollte. — Aber der Mensch ist nie zufrieden, und die Hühner auch nicht. Da sahen sie nun die großen Felder und den Garten, darin sie früher gelaufen waren und Würmchen und Käferchen gesucht hatten, und es dauerte nicht lange, da tuckelte das Hühnchen: „De Hof is to lütt, de Hof is to lütt!“ Und der Hahn krächte ordentlich auf hochdeutsch: „Laßt mich heraus, laßt mich heraus!“ Das tat freilich niemand. Was tun aber die beiden? Wahrscheinlich haben sie sich das in der Nacht zusammen besprochen, denn eines Morgens flattern sie die Hühnertreppe hinauf, von da aufs Hühnerstalldach und hinunter ins Feld — da laufen sie und lachen uns was aus. Aber es war schon kalt, zu fressen gab's draußen nicht viel, da kamen

sie wieder an wie die Bettler und batē um Essen und Nachtquartier. Das bekamen sie denn auch, aber zur Strafe für ihr eigenmächtiges Wegfliegen wurde jedem von ihnen ein Flügel halb weggeschnitten. Nun mußten sie schon im Hof bleiben, so lange bis man ihnen Erlaubnis gab, etwas im Feld spazieren zu gehen. Als nun alles Gemüse eingeerntet und die Felder noch nicht wieder bestellt waren, da kriegten sie denn auch die Erlaubnis alle Tage, fanden sich auch zum Essen und zum Schlafen immer richtig ein.

Während der Zeit solches in Salem geschah, hatten Bethesdas Hühner nichts Besonderes erlebt. Sie hatten ihr Winterquartier bezogen, keine Eier mehr gelegt, aber gefressen so viel wie sonst, freuten sich, im Garten spazieren zu dürfen, da nichts mehr darin zu verderben war und befanden sich sehr wohl dabei. Weihnacht war gewesen, und die Eier, die sie im Sommer gelegt, hatten unseren Weihnachtsbäumen ein prachtvoll glänzendes Ansehen gegeben. Die Hühner hatten es zwar nicht zu sehen bekommen, aber die abfallenden Krumen von den Festklöben, die wurden ihnen jedesmal zu teil, und dadurch feierten sie mit uns das Jahresfest, das Weihnachts-, das Einsegnungs- und das Osterfest. Noch lieber als die Krumen mögen sie aber die Regenwürmer, und da in unserem Garten sehr viel mehr sind, als uns lieb ist, so versorgen unsere Bethesdakinder und Pastors Kinder sie reichlich mit diesem schönen Braten. Und wenn die Regenwürmer sich nur nicht manchmal so schlingen wollten, daß klein Mariechen bange davor wird und sie wegwirft, so würden sie noch viel mehr bekommen.

Kurz vor dem Einsegnungsfest, da wurde aber unsere kleine Hühnerschar etwas in Aufregung gebracht. Wir wurden nämlich gefragt, da wir doch kranke Kinder und alte Leute, kranke

Frauen und Mädchen aufnehmen, ob wir auch wohl ein krankes Huhn aufnehmen würden. Die Aufnahmebedingungen waren ganz annehmbar. Zwei Taler Kostgeld sollte bezahlt werden. Sollte das Tier, das eine fleißige Eierlegerin sei, sterben, so müßten wir es begraben; sollten wir Neigung dazu haben, so konnten wir es schlachten; würde es genesen, so sollten wir es behalten, und es sollte Kost und Logis mit seinen Eiern bezahlen. Wir besannen uns nicht lange, untersuchten die kleine Leidende und fanden, daß der Fuß oder das Beinchen krank sein müsse; denn jedesmal, wenn es zutreten wollte, dann schüttelte es das Süßchen und hob es in die Höhe und sah uns traurig an, als ob es sagen wollte: „De Soot deih! weh!“ Wir nahmen die Kranke auf, brachten sie in den Hühnerstall und wollten sie bestmöglichst pflegen. Aber am anderen Morgen ging der alte Spektakel los, die Hühner wollten keinen Einlogierer haben, und schalten und hackten alle auf die arme Kranke, die von einem Winkel in den anderen hinkte, das kranke Süßchen schüttelte und sich traurig duckte, als wolle es lieber sterben, als sich so mißhandeln lassen. Als wir noch nachdachten, was wir dabei machen sollten, da kam wieder die Schwester aus Salem, die hatte auch Hühnerjorgen. Denkt nur, sie hatte gemerkt, daß der Hahn ein Türke sei. Ich hatte es schon halb gedacht wegen der brennenden türkischen Farben, die er trug. Nun war ihm seine eine Frau, die kleine liebliche, graugelbe Henne mit grauem Häubchen, langweilig geworden, er hatte seit acht Tagen Logis beim Tischler genommen, wo er sich von einer ganzen Hennenschar aussuchen konnte, welche ihm wohlgefiel. Ob da gar kein Hahn war, oder ein so sanftmütiger, daß er mit diesem jungen, schönen Hahn die Regierung teilen wollte, weiß ich nicht. Kurz, er hatte seit acht Tagen dort Logis genommen, und die arme, kleine

graugelbe Henne saß allein in ihrem Hühnerstall und grämte sich. Nun war uns ja allen geholfen. Schwester Auguste nahm's Hühnchen mit. In Salem geschah ihm kein Leid, denn es war ein Jahr älter als das Hühnergeschwisterpaar, und der Hahn freute sich, zwei Hennen zu haben, die er regieren und für die er sorgen mußte, und kündigte, seine Wohnung beim Tischler. Die kranke Henne erholte sich bald in der schönen frischen Luft bei guter Pflege, ihr Gefieder wurde schneeweiß, der Kamm schön rot. Nach und nach hörte sie auf, das Süßchen zu schütteln, und Ende März fing sie an, sehr hübsche, lange, schmale, weiße Eier zu legen. Was will man mehr? Nun sitzt Bethesdamutter oder die Tante Elise im lieben Salem, im schönsten Zimmer, schaut in den Garten, schaut in die Felder, horcht den Vögeln zu und sieht die Pflanzen keimen und blühen und schreibt die Hühnerbiographie. Und alle Morgen trinkt sie frische Milch und isst ein frisches Hühnerei, und davon wird sie stark und kräftig, daß sie dann wieder ein ganzes Jahr mit Gottes Hilfe tüchtig arbeiten kann.

Aber nun sind die paar Stunden, die ich noch nach hatte, verflossen, und das Papier ist voll geschrieben, und die Federn taugen nichts mehr, und die Finger sind müde vom Schreiben, nun höre ich auf.

Behüt euch Gott, lieben Kinder! Seid fromm und fleißig, und behaltet lieb das ganze Bethesda und Salem und das Siechenhaus und den Hühnerhof und alle, die darin wohnen und eure alte

Tante Elise.





## 10. Heinrich der Vogler.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd  
recht froh und wohlgemut.  
Aus tausend Perlen strahlt und blitzt  
der Morgenjonne Glut.

In Wies' und Feld, in Wald und Au,  
hörch, welch ein süßer Schall!  
Der Lerche Sang, der Wachtelschlag,  
die süße Nachtigall.

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:  
„Wie schön ist doch die Welt!  
Was gilt's, heut' gibt's 'nen guten Fang!“  
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn  
das blondgelockte Haar;  
ei doch, was sprengt denn dort herauf  
für eine Reiterjchar?

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,  
es naht der Waffen Klang.

„Daß Gott! die Herrn verderben mir  
den ganzen Vogelfang!“

„Ei nun! — was gibt's?“ — Es hält der Troß  
vom Herzog plötzlich an;  
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:  
„Wen sucht ihr Herrn? Sagt an!“

Da schwenken sie die Fähnlein bunt  
und jauchzen: „Unsern Herrn!  
Hoch lebe Kaiser Heinrich! Hoch  
des Sachsenlandes Stern!“

Dies rufend, knien sie vor ihm hin  
und huldigen ihm still,  
und rufen, als er staunend fragt:  
„s' ist Deutschen Reiches Will!“

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt  
hinauf zum Himmelszelt:  
„Du gabst mir einen guten Fang,  
Herr Gott! Wie dir's gefällt!“

Das Lied höre ich oft von euch Kindern singen, und es klingt, als sänget ihr's so recht mit Lust. Wißt ihr auch, wer dieser Heinrich war? Warum er der Vogler hieß, das könnt ihr euch nach dem Liede wohl denken, aber er hatte noch einen zweiten Beinamen; er hieß: der Städteerbauer. Wißt ihr auch, woher er den Namen erhalten hatte? Hört zu, ich will euch von ihm erzählen! Das ganze Deutsche Reich bestand damals aus lauter kleinen Reichern und Gauen, deren jedes seinen Fürsten oder Herzog hatte, die sich leider untereinander bekriegten, weil jeder gern der mächtigste sein wollte. Heinrich war auch einer dieser Fürsten,

und seine Untertanen waren die Sachsen. Er war tapfer, fromm und weise, und sein Volk hatte ihn sehr lieb. Da nun Deutschland im Innern so zerrissen war, so kann man sich nicht wundern, daß die Einwohner sich gegen die Einfälle der östlichen heidnischen Völker gar nicht zu schützen wußten. Schon Karl der Große hatte viele dieser Heiden besiegt, aber über die Slawen und Ungarn, die jenseits der Elbe und Oder wohnten, war er nicht Herr geworden; die fielen nun bald hier, bald da in Deutschland ein und verheerten mit Raub und Brand die einzelnen Ländereien. Am schlimmsten machten es die Ungarn, die sich Magyaren nannten. Ihr hätten die Kerle einmal sehen sollen, scheußlich sahen sie aus! hatten dunkelbraune Gesichter, ganz von Narben zerrissen, kleine, tiefliegende, schwarze Augen und den Kopf glatt geschoren. Dazu ritten sie auf kleinen häßlichen Pferden, die aber ungeheuer laufen konnten, und die sie mit großer Gewandtheit lenkten und regierten. Einem offenen Kampf wichen sie aus; wurden sie verfolgt, so ergriffen sie leicht die Flucht, aber ehe die schwerfälligen, ehrlichen Deutschen sich des versahen, hatte die ganze Schar sich hinter ihnen wieder gesammelt und fiel ihnen in den Rücken. Ihre Pfeile fehlten selten, und ihre Lanzen schleuderten sie mit großer Geschicklichkeit gegen ihre Feinde. So war dies Volk ein wahrer Schrecken den Deutschen geworden, denn in ihrer Grausamkeit schonten sie nichts. Greise, Weiber, Kinder, die sie nicht töteten, nahmen sie als ihre Sklaven mit sich und mißhandelten sie auf alle Weise.

So standen die Sachen, als der Frankenherzog Konrad des Reiches Oberhaupt war. Er war ein offener Feind des Sachsenherzogs Heinrich, aber beide trauerten über den Verfall des Deutschen Reiches, den sie nicht abzuwenden wußten. Da fiel Konrad in eine schwere Krankheit. Als er merkte, daß sein Tod nahe sei,

ließ er seinen Bruder Eberhard zu sich kommen und sagte: „Lieber Bruder, wenn nicht Einigkeit unter die deutschen Fürsten kommt, so wird unser Vaterland zugrunde gehen. Heinrich der Sachsenfürst hat edle Sitten, und der Segen Gottes ist mit seinem Tun; auf ihm beruht die Wohlfahrt des Volks. Er ist tapfer, fromm, weise, darum laß alle Feindschaft fahren. Wenn ich tot bin, dann bringe ihm die Reichskleinodien, das Zepter, den Reichsapfel, das Schwert und die Krone, und mache ihn so zu unserem Freund und Friedensgenossen für immer.“ Das war doch schön von Konrad, daß er um des Vaterlandes willen alle Feindschaft vergaß und fahren ließ. Eberhard sattelte sogleich sein Roß und ritt mit seinen Reifigen über Berg und Tal bis in die schattigen Wälder des Harzes, wo Herzog Heinrich haufte. Heinrich liebte wie alle Deutschen die Jagd, und war gerade beim Vogelherd, als die Herren ankamen. Eberhard sprengte mit seinem Roß bis dicht vor Heinrich. Der war etwas ungehalten über diese Störung, denn die Vogelschar, die er zu fangen gedachte, flog natürlich davon. Als aber Eberhard vom Pferde sprang, ihm die Hand reichte und rief: „Ich komme als Freund, laß uns allen Streit vergessen um des Vaterlandes willen. Deutschland ist verwaist, mein Bruder Konrad ist tot. Er sendet dir die Krone und das Königszepter; willst du sie annehmen und Deutschlands Landesvater sein?“ da schüttelten die beiden Männer sich die Hände nach alter deutscher Art, und Heinrich sagte: „Wohl weiß ich, es ist keine leichte Sache, Deutschlands Oberhaupt zu sein, aber wenn das Vaterland mich ruft, da nehme ich die Krone aus Gottes Hand; er wird mir beistehen, daß ich sie trage ihm zur Ehre und dem Vaterlande zum Segen!“

Die Fürsten umarmten sich — Heinrich aber sank auf die Knie und sprach: „Du gabst mir einen guten Fang, Herr

Gott, ich danke dir!" und keiner konnte sich der Tränen erwehren.

Die zusammengerufenen Fürsten waren einstimmig mit dieser Wahl zufrieden und verkündigten ihren Völkern, Heinrich der Sachse sei Deutschlands König. Da erhob sich allerorten ein nicht enden wollender Jubel, und bei Pauken- und Trompetenschall jubelten Tausende und aber Tausende: „Es lebe König Heinrich!“ Der Erzbischof wollte nun Heinrich in die Kirche führen und ihn dort vor dem Altar Gottes feierlich zum deutschen König salben, aber Heinrich sprach: „Des bin ich nicht würdig, mir genügt, meines Volkes Oberhaupt und Vater zu sein.“ Das gefiel dem Volk, und jubelnd hoben sie Heinrich nach alter deutscher Sitte auf seinem Schilde hoch empor, zeigten ihn dem Volke und riefen: „Seht, das ist euer König!“ Da hoben Tausende ihre rechte Hand schwörend hoch empor und riefen: „Heinrich, unser König, wir geloben dir Liebe, Treue und Gehorsam!“

So war denn Friede im Deutschen Reiche hergestellt, und nun galt es, die räuberischen Außenfeinde zu bekriegen und zu besiegen. Die Magnaren waren wieder eingebrochen, und allabendlich rötete sich der Himmel vom Widerschein brennender Dörfer und Flecken, und die Luft hallte vom wilden Geheul der Sieger und vom Jammer der Beraubten und Gefangenen wider. Heinrich sammelte sein Heer und zog ihnen entgegen. Aber er konnte die gewandten Reiter nicht überwältigen. Die Deutschen mußten sich zurückziehen, und Heinrich schloß sich mit seinen besten Kriegern in seine Burg ein. Die Magnaren wollten diese freilich erstürmen, aber das gelang ihnen nicht, und bei einem Ausfall der Deutschen ward der Magnarenhäuptling gefangen. Das war ein großer Schrecken für die Feinde, die nun ohne Anführer waren. Sie boten alles auf, Heinrich zu bewegen, ihren Häupt-

ling wieder freizugeben, und endlich kam ein Vertrag zustande. Die Magyaren gelobten, neun Jahre lang keinen Einfall in Deutschland zu machen, und Heinrich versprach, ihnen dafür einen jährlichen Tribut zu geben. Dabei hatte Heinrich seine weisen Absichten. Er wollte diese Friedenszeit benutzen, um Vorkehrungen zu treffen, damit er diese wilden Feinde völlig besiegen könnte. Vorerst richtete er Reitschulen, Fechtübungen und später Kampfspiele ein, daran alle Männer teilnehmen mußten, damit sie lernten, sicher und gewandt die Pferde zu zügeln und die Waffen zu führen. Außerdem — und nun kommt der Grund seines zweiten Namens: der Städteerbauer — ließ Heinrich durch ganz Deutschland feste Städte oder, wie sie es damals nannten, Burgen erbauen, dahinein zu Kriegszeiten die Leute flüchten und darin Schutz finden konnten. Die Deutschen hatten freilich gar keine Lust, sich in Städte einschließen zu lassen; denn sie liebten es und waren gewohnt, Jagd, Fischfang und Ackerbau zu treiben. Aber das half nichts, der König befahl, und jeder neunte Mann mußte mit seiner Familie in die Stadt oder Burg ziehen und wurde Bürger genannt. Alle aber waren verpflichtet, die Reit- und Waffenübungen fortzusetzen, um auf den ersten Ruf als wohlvoorbereitete Krieger mit in den Kampf zu ziehen. Diese Bürger fingen nun an, teils um sich zu beschäftigen, teils um Waren von den Landleuten einzutauschen, allerlei Handarbeiten zu treiben. Die einen schusterten, die anderen tischlerten oder schneiderten, machten Schmiede- oder Maurerarbeiten usw., und so entstanden die verschiedenen Handwerke. Der König errichtete auch Schulen, damit die Kinder von klein auf zu Fleiß, Tucht, Ordnung und Gehorsam erzogen würden und Gelegenheit bekämen, viel Nützliches zu lernen. So vergingen die neun Jahre. Als zum letztenmal die Ungarn erschienen, um den Tribut ein-

zufordern, gab der König den Abgesandten einen schäbigen Hund und sagte, einen anderen Tribut bekämen sie nicht. Über solche Beschimpfung waren die Magyaren wütend, wie ihr denken könnt. Sie brachen wieder ein mit Rauben und Brennen, und die Landstraßen wimmelten von Flüchtlingen, die nun alle in den festen Städten Schutz suchten und fanden. Heinrich rief nun sein wohlgeübtes Heer zusammen. Erst schlug er sein Lager an dem Ufer der Saale auf, damit seine Krieger sich an das rohe Aussehen und wilde Geheul der Feinde gewöhnten, die sich untereinander fortwährend bekämpften, weil einer dem anderen die erungene Beute wieder abzujagen trachtete. Das machte die Deutschen immer kampflustiger und ungeduldiger, sich von diesen wilden Horden zu befreien. Als nach Heinrichs Überzeugung die rechte Zeit gekommen war, hielt er seinen Kriegern eine ernste Ansprache, erinnerte sie an Tod und Sterben, ermahnte sie zum Gottvertrauen und zu todesmutiger Tapferkeit und stärkte sich dann mit seinem ganzen Heere durch Beichte und Abendmahl zum ernstesten Kampfe. Am anderen Morgen schmetterten die Kriegstrompeten, und fort ging's dem Feind entgegen. Auch die Magyaren hatten sich wohl gerüstet, und nun ging's mit vorgestreckter Lanze im gestreckten Galopp gegeneinander. Die Heiden schrien: „Hui! Hui!“ Der Deutschen Feldgeschrei war: „Kyrie! Kyrie!“ (Herr, erbarme dich!) — Und der Herr half! In kurzem waren die Horden auseinandergesprengt und überwunden. Heinrich verfolgte sie noch acht Tage lang, bis hin in Ungarns Steppen, dann kehrten die sieggekürnten Helden zurück in ihr Vaterland.

Wenige Jahre nach diesem glänzenden Siege, als Deutschland sich des Friedens erfreute und sich innerlich immer mehr ausbauen und besetzen konnte, ward Heinrich vom Schläge getroffen. Er erholte sich zwar wieder, war sich aber seines

nahen Endes bewußt, setzte seinen Sohn Otto zum Könige ein und nahm Abschied von seinem treuen Weib und seinen Kindern. Der Schlagfluß wiederholte sich, und Heinrich starb im festen Glauben und mit Lob und Dank gegen den Herrn, der ihm so vieles hatte gelingen lassen.

Das ist die Geschichte Heinrich des Voglers. Nun denke ich, werdet ihr das Lied noch viel lieber singen, und wenn ihr eure Stiefel und Schuhe und Kleider anseht und denkt, wie ihr die überall kaufen und flicken lassen könnt, oder wenn ihr Tischler und Maurer und Schuster und Schlosser so fleißig arbeiten seht, dann vergeßt auch nicht: Das verdanken wir alles dem deutschen Kaiser Heinrich, dem Städtebauer.



Vortreffliche  
Jugendchriften

aus dem Verlage der

**Agentur des Rauhen Hauses**  
in Hamburg.



Zu beziehen durch  
jede Buchhandlung.

### Auf Großmutter's Landgut

Eine Erzählung für kleine Leute von **Eva Gaehtgens**. In sehr hübschem Einband und mit vielen Bildern von **Elisabeth Voigt**. Preis Mk. 4.—.

Ein Kinderbuch (für 7 bis 12 jährige), in dem sich nichts Gemachtes, Süßliches, Sentimentales findet, sondern wirkliches, gesundes Kinderleben voll sprudelnder Lebenslust. Ein hübsches Weihnachtsbuch!

(Der Lehrerbote, Württemberg.)

---

### Winterleben auf Großmutter's Landgut

Eine Erzählung für kleine Leute von **Eva Gaehtgens**. In sehr hübschem Einband und mit vielen Bildern von **Elisabeth Voigt**. Preis Mk. 4.—.

Ein gutes Kinderbuch! Gibt's die überhaupt schon? Jedenfalls sind sie nicht allzuoft zu finden. Dieses Buch möchten wir für eins der wenigen halten, die echten und gesunden Kindern etwa bis zum 12. Jahre unbedingt in die Hand gegeben werden können. Die Schilderungen sind so einfach und doch mit solch sorgfältiger Liebe ausgeführt, daß Erwachsene wieder Kinder werden können bei der Lektüre. Die Eltern haben Grund, dankbar zu sein für dies Buch, das ihren Kleinen ein treuer Freund sein kann und will.

(Frankfurter Warte.)

---

### Tante Adas Pflegekinder

Eine Erzählung für kleine Leute von **Eva Gaehtgens**. In sehr hübschem Einband und mit Bildern von **Elisabeth Voigt**. Preis Mk. 3.60.

Eva Gaehtgens hat eine köstliche Art, Kindern Geschichten zu erzählen. In abwechslungsreichen Bildern zieht am Auge vorüber, was sechs Geschwister während eines Sommers unter Aufsicht ihrer Tante auf dem elterlichen Gut erleben. Es sind Bilder voll Lust und Liebe, die auch das Leid verklärt.

(Kirchl. Gemeindeblatt, Greiz.)

## ~ Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg ~

### Kleine Hamburger daheim

Eine Erzählung für kleine Leute von Eva Gaehgens. In prächtigem Einband mit Buchschmuck und vielen Bildern von E. Voigt. Mf. 4.—.

Ein prächtiges Kinderbuch, in „Averdieckcher“ Art geschrieben, das nicht nur „kleine Leute“, sondern auch Erwachsene interessieren und erfreuen wird. In anschaulicher Weise gibt es uns ein abwechslungsreiches Bild vom Hamburger Großstadtleben, an dem die „kleinen Hamburger“ unter der verständigen Leitung der weitgereisten Tante Hedchen teilnehmen. Dabei sind es keine Musterkinder, die wir da kennen lernen, sondern das eine ist empfindlich, das andere trotzig, ein drittes unbeständig, aber gerade dadurch wird das Buch auf unsere kleinen Eindrücke machen und sie innerlich beschäftigen. (BauSteine.)

### Dita Frohmut und ihre Geschwister

Was sie im Krieg erlebten. Kleinen Leuten erzählt von Eva Gaehgens. In hübschem Einband mit Bilderschmuck von E. Voigt. Mf. 3.60.

In sonnige Ferientage auf Föhr schlägt wie ein Blitz die Kunde vom Ausbruch des Weltkrieges. Der kleinen munteren Gesellschaft, die wir aus den „kleinen Hamburgern daheim“ bereits kennen, ergeht es, wie es uns allen erging, die wir jene große Zeit miterlebten, sie weinte und lachte, jubelte und bangte, als die Siegesnachrichten kamen, als der große Bruder auszog, als all die großen Ereignisse die Herzen bewegten, die das erste Kriegsjahr uns brachte. Wie die vielgeliebte Kindertante all dies Erleben der kleinen Schar erzählt, wird jugendliche Leser in helle Begeisterung versetzen.

### Wie's wispert und wuspert im grünen Wald

Waldmärchen, unseren Kindern erzählt von Paul und Anna Blau. Mit Bildern von Anna Blau. Sehr hübsch gebunden Mf. 4.—.

Eine köstliche Gabe für unsere kleinen bietet der Dichter des „Bergesegen“ mit diesen reizenden Waldmärchen. Der ganze Zauber der Berge wacht in diesen wunderlieblichen Geschichten auf und läßt all das lebendig werden, was Kinder in der grünen Welt des Waldes entzückt. Die entzückenden Federzeichnungen ergänzen den Text in sinniger Weise.

## Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg

### Von Kindern, Mäuschen und Drachen und allerlei anderen Sachen

Märchen und Erzählungen für kleine Leute von **Friederike Schlunk**.  
Mit Bildern von **Elisabeth Voigt**. Sehr hübsch gebunden Mf. 3.60.

Die Verfasserin hat jenen echten Humor, der Kinder anpackt, sowie die Fähigkeit, den Kleinen (sechs bis neun Jahre) sich verständlich zu machen und taktvoll alles fernzuhalten, was für das erste schulpflichtige Alter noch nicht gehört.

### Hannis Heimkehr. Klänge aus goldenen Jugendtagen

Meinen Kindern erzählt von **Anna Schaefer**, geb. Sellshopp. Mit  
Illustrationen von **Toni Buschberg**. 230 Seiten. Gebunden Mf. 3.60.

Die Gattin des bekannten Theologen wird sich mit dieser Geschichte aus goldener Jugendzeit die Herzen der Bäckfische und ihrer Mütter im Sturm erobern. Wohl gibt es viele Jungmädchenbücher, aber wenn man sie näher betrachtet, so ist wenig dabei, das wirklichen Gehalt hat. Das christliche Haus hat nur eine recht kleine Auswahl guter Mädchenschriften. Wir freuen uns daher, hier ein Buch zu erhalten, das unsere Bäckfische mit Begeisterung lesen und aus dem sie etwas für Herz und Gemüt mit ins Leben nehmen werden. **Es ist ein goldenes Mädchenbuch!**

### Unsere Lieder.

348 Lieder, Text u. Noten. Umgearbeitet und neu geordnet von **Elisabeth Friederichs**. 388 Seiten Taschenformat. Gut gebunden Mf. 1.60.

Aus dem Vorwort: Wenn die Sonne vom blauen Himmel her so hell und lustig durchs Grüne scheint, wenn wir heiter und glücklich über die Felder und im schattigen Wandsbeker Holze wandern, wenn der Feierabend im Sommer die Knaben in der schönen Kastanie sammelt und sie dann auf den Zweigen schaukeln und in dem hohen Wipfel jubeln, wenn die Mädchen um die geräuschlose Arbeit herrschen oder in ihren Blumen­gärten ihre Herrlichkeit besehen — dann singt und klingt es aus jeder Brust und jeder macht's, so gut er's kann. Für solche Gelegenheiten ist diese Lieder­sammlung geschaffen. Sie enthält alles, was dazu nötig ist: Kinder- und Volkslieder, Morgen- und Abendlieder, Vaterlands-, Kriegs- und Wanderlieder, dazu geistliche Lieder und Choräle.

## Schlipköters weitverbreitete Spielbücher aus dem Verlage der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg

---

### Was sollen wir spielen?

450 der beliebtesten Jugend-, Turn- und Volksspiele für Schule, Haus, Vereine und Gesellschaftskreise herausgegeben von August Schlipköter, Lehrer. 280 S. 8° mit zahlreichen Illustrationen kart. Mf. 2.50, biegsam geb. Mf. 3.—.

Vorliegende Sammlung ist die reichhaltigste, die wir kennen gelernt haben, ihr besonderer Vorzug besteht darin, daß sie nicht nur eine bestimmte Kategorie von Spielen enthält, sondern daß in ihr sowohl Spiele im Freien aller Art für alt und jung, sowie Spiele im Hause, im Zimmer, in der Gesellschaft usw. in reicher Fülle zu finden sind. Alle Gruppen sind in entsprechende Unterabteilungen eingeteilt, dem Alter der Kinder entsprechend, so daß es leicht ist, aus der Menge der Spiele das Passende herauszufinden.

„Neue pädag. Zeitung“.

### Allerlei Kurzweil im Hause

875 Rätsel, Scherzfragen, Rechenaufgaben, Kunststücke, Scherz- und Gesellschaftsspiele, Anleitung zur Herstellung verschiedener Apparate und viele sonstige Spiele und Rätsel nebst Auflösungen herausgegeben von August Schlipköter, Lehrer. 176 Seiten Mf. 2.50.

Das Büchlein gibt eine schier unerschöpfliche Fülle von Unterhaltung und Belehrung, die der unermüdbliche und erfindungsreiche Sammler in seinem Buch darbietet. In allen Häusern, wo Kinder sind und Frohmut herrscht, wird man mit Dank alle diese Anregungen willkommen heißen.

### 22 Reigen und reigenartige Übungen nebst einem Anhang von Marschliedern.

Zum Gebrauche in Volksschulen und höheren Lehranstalten sowie in Jugend- und Turnvereinen. Herausgegeben von August Schlipköter, Lehrer. 100 Seiten 8° mit vielen Figuren, dauerhaft kartoniert Mf. 1.25.

Zahlreichen Wünschen nach Vermehrung der in seinem bekannten Spielbuche enthaltenen Reigen entspricht der Verfasser, indem er dieses für Lehrer und Leiter von Jugend- und Turnvereinen höchst willkommene Büchlein herausgehen läßt. Seine Brauchbarkeit wird ihm denselben schnellen Eingang sichern, den sein weitverbreitetes Spielbuch gefunden hat.

„Die deutsche Schule“.

## Goldener Jugendmorgen

Eine Stoffsammlung für Schule und Kinderstube mit besonderer Berücksichtigung der Familienfeste und Schulfeiern. Herausgegeben von den Lehrern **G., A. und W. Schlipköter**. 300 S. 8° mit zahlreichen Abbildungen, Noten, Zeichnungen usw. Preis Mk. 3.50.

Herr Rektor Greef-Elberfeld schreibt: „Das vorliegende Buch, eine mit vielem Fleiß und gutem Geschick ausgewählte Sammlung von Vortrags- und Unterhaltungsstoffen für die Jugend, bietet sich als eine dankenswerte Gabe für Schule und Haus an. Jede verständige Mutter, jeder in der Schularbeit stehende Lehrer der Kleinen weiß, wie spiellustig die Kinder, aber auch, wie arm die Erwachsenen an brauchbaren Spielgaben für die Jugend sind. Sie alle werden darum ein Buch willkommen heißen, das eine Fülle von Unterhaltung für die Kleinen bei Spielstunden und Festen in Schule und Familie enthält. Besonderen Dank verdienen die Verfasser, daß sie dem kindertümlichen deutschen Spiellied wieder gute und reiche Quellen erschlossen haben. Auch zum Formen, Zeichnen und zu anderer stillen Beschäftigung wird Anleitung gegeben. Die Absicht der Verfasser, der sonnenurstigen Jugend rechten lebenswarmen Sonnenschein zu bringen, wird sich bei verständiger Benutzung des Buches in Haus, Kindergarten und Schule wohl erfüllen.“

## Das Buch der Mutter

Ein Wegweiser zur Erziehung, Bildung und Unterhaltung unserer Kleinen Mit einer Gesundheitslehre von Kreiskommunalarzt Dr. Neumann. Herausgegeben von den Lehrern **A., G. u. W. Schlipköter**. 384 S. mit vielen Textzeichnungen und Buchschmuck von Fr. Felger. Preis gebunden Mk. 5.50. Inhalt: 1. Teil: Wie erziehe ich mein Kind? Von Lehrer Wilhelm Schlipköter. 2. Teil: Wie erhalte ich mein Kind gesund? Von Kreiskommunalarzt Dr. Neumann. 3. Wie unterhalte, bilde und beschäftige ich meine Kleinen? Von den Brüdern Schlipköter.

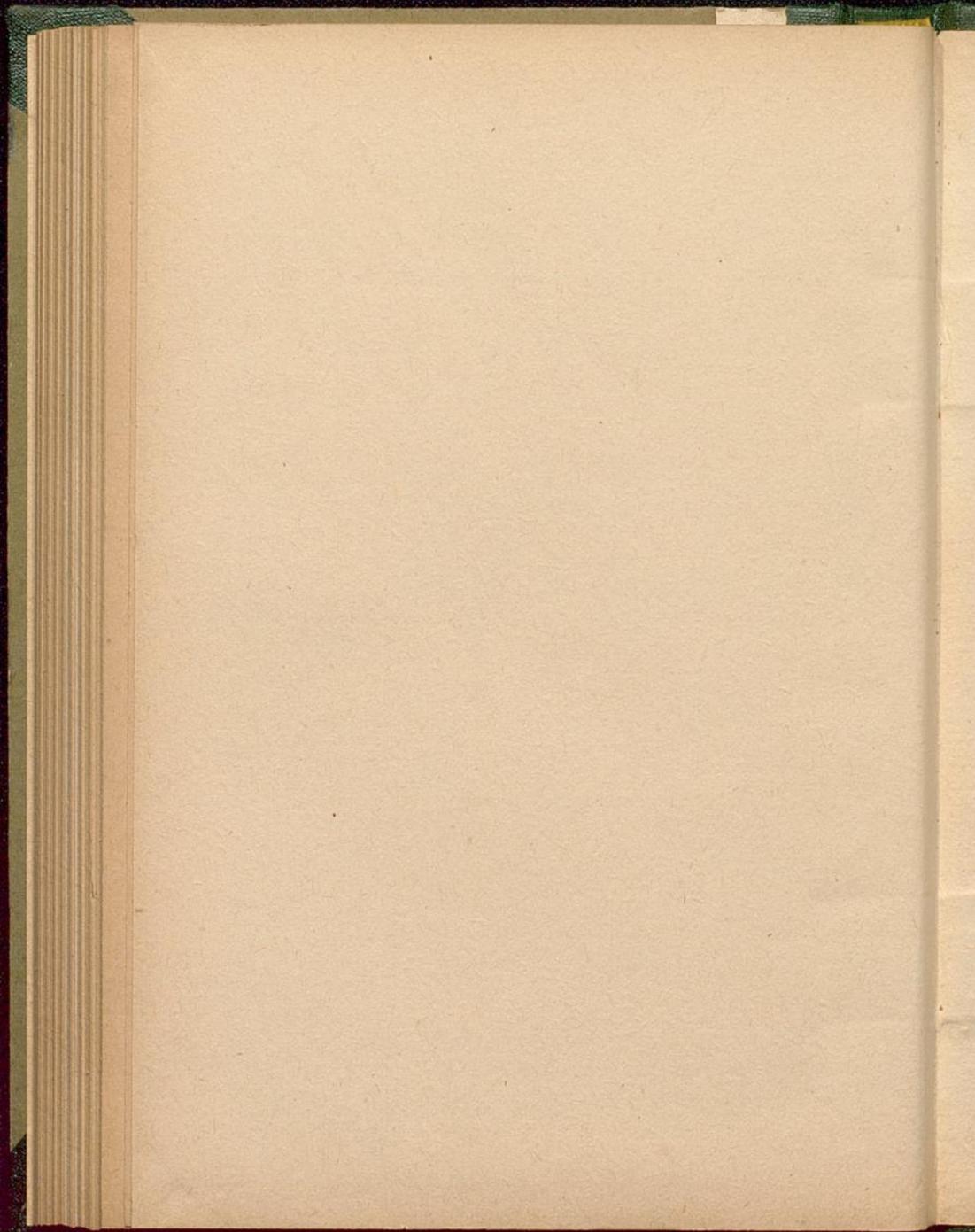
Herr Schulrat Fr. Polack, Treffurt, schreibt darüber (nach eingehender Besprechung): „... Man sieht, daß alle Seiten des kindlichen Wesens und Lebens erzieherische Pflege gefunden haben. Alles ist taktvoll ausgewählt, übersichtlich geordnet, kindlich dargestellt und von Liebe zu den Kleinen und von Verständnis für ihre Eigenart und ihr Bildungsbedürfnis durchhaucht. Das schöne Buch hat in seiner Vollständigkeit — auch schlichte Malübungen gehören dazu — noch nicht seinesgleichen in der pädagogischen Literatur. Und dies alles auf 384 Seiten, gut ausgestattet und gebunden für 5.50 Mk.! Ich wüßte für Mütter, Kindergärtnerinnen und andere Erzieher und Erzieherinnen keine passendere Gabe.“

2  
||

ct=  
en  
il=  
  
h,  
on  
ne  
r,  
ig  
l=  
en  
en  
n  
te  
d  
jt  
l=  
n

n  
t.  
t  
r  
e

r  
s  
t  
s  
e  
t  
n



BLB Karlsruhe



52 98602 8 031

